

Die Germanen in Frankreich

Ludwig Woltmann



GEORGES
VACHER DE LAPOUGE
GEWIDMET

LUDWIG WOLTMANN

DIE GERMANEN IN FRANKREICH

EINE UNTERSUCHUNG ÜBER DEN EINFLUSS DER GERMANISCHEN RASSE AUF DIE GESCHICHTE UND KULTUR FRANKREICHS

MIT 60 BILDNISSEN BERÜHMTER FRANZOSEN

VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS
JENA 1907

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

Nach meinen Untersuchungen über den Einfluß der Germanen auf die Geschichte und Kultur Italiens folgen nun diejenigen über Frankreich und über Spanien, soweit die letzteren ohne Reise in das Land möglich waren. Ich hoffe, in nicht allzu ferner Zeit auch der Anthropologie der nordischen Genies (Deutsche, Niederländer, Engländer und Skandinavier) eine ähnliche Bearbeitung widmen zu können. Eine Reihe von Einwänden, die man gegen die vorgetragene Theorie erhoben hat, wurden im Schlußkapitel dieser Schrift behandelt; zu anderen habe ich in verschiedenen Aufsätzen der Politisch-anthropologischen Revue Stellung genommen.

1906 *W.*

EINLEITUNG

Es ist eine allgemeine historische Auffassung, daß die romanischen Staaten in Italien, Frankreich und Spanien aus einer Verschmelzung römischen und germanischen Volkstums hervorgegangen sind, und mancherlei scharfsinnige Untersuchungen wurden schon unternommen, um den Einfluß beider Elemente auf Geschichte und Kultur dieser Länder näher zu bestimmen.

Was Frankreich anbetrifft, so haben Raynouard, Boulainvilliers, Montesquieu, Mignet, Thierry, Savigny, Schäffner und andere die Einwirkungen römischer und germanischer Rechtsformen auf die feudale Standesgliederung und die städtische Verfassung des Mittelalters genauer untersucht, und namentlich Montesquieu, Guizot und Mignet den germanischen Charakter des französischen Rittertums mit unzweifelhaften Gründen nachgewiesen. Gobineau, der in seinem Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen die Bedeutung der Germanen für die Weltgeschichte ins klarste Licht stellte, war der Meinung, daß die älteren Epen des karolingischen Sagenkreises, der Charakter und die Poesie des Rittertums germanischen Ursprungs seien, daß aber die „germanischen Ideen" gegenüber dem wieder erwachenden Gallo-Romanismus schnell zurücktraten. Rabelais ist ihm der typische Vertreter der „gaieté gauloise" und die ganze „Renaissance" ein Sieg des Romanismus über das Germanen-

1

tum. Guizot, Mignet und andere faßten in ähnlicher Weise die große französische Revolution als letzte Reaktion des galloromanischen Elements gegen die germanischen Eroberer auf. Eine gewisse Stütze findet diese Theorie in dem Umstand, daß der französische Adel die Erinnerung an seine germanische Abstammung nie ganz verloren hat, wie namentlich die Schriften von Boulainvilliers zeigen und jene berühmte Stelle in Volneys „Ruinen" beweist, wo die Adeligen ihre Vorrechte auf die Eroberrasse zurückführen und ausrufen: „Es wäre eine Schmach, wollten wir uns mit dem Pöbel vermischen; er ist dazu da, um uns zu dienen. Sind wir nicht das edle und reine Geschlecht der Eroberer dieses Landes? Erinnern wir die Menge an unsere Rechte und an unseren Ursprung."

Es ist gewiß eine wichtige Aufgabe der Geschichtsforschung, festzustellen, welche Einrichtungen und Ideen von den Germanen oder den Römern herstammen oder als Fortentwicklungen in ihrem Geiste aufgefaßt werden müssen. Aber diese Methode allein genügt nicht, um zu erkennen, was eine eingewanderte Rasse für den Staat und die Kultur eines Volkes geleistet hat. Diese bloß historische Betrachtung vergißt die große Wandlungsfähigkeit der Menschen in bezug auf ihr Bewußtsein von Milieu und Tradition und übersieht die Möglichkeit, daß Menschen germanischer Abstammung römische Einrichtungen und Ideen übernommen und fortentwickelt haben können — und umgekehrt. Die historische Methode versagt aber noch mehr in bezug auf künstlerische und literarische Ideen, z. B. wenn wir in Frankreich eine Malerei sich entwickeln sehen, die weder an germanische noch an römische Vorbilder anknüpft. Der gallische Humor ist keine so eindeutige Geistesrichtung, daß Rabelais' Werk die gallische Abstammung des Autors außer Zweifel stellt. Nach den üblichen Anschauungen sind wir geneigt, die französische Musik für eigenartig „romanisch" zu halten und die Bizet, Gounod, Massé uns als schwarzhaarige und dunkeläugig

glühende Menschen vorzustellen. Wir huldigen dem Vorurteil, die leidenschaftliche Genußmusik der Romanen in Gegensatz zu der idealen Musik der Deutschen zu stellen und diese der germanischen Sinnesart schlechthin gleich zu setzen, und doch waren die Bellini, Rossini, Bizet, Gounod und Massé blonde und blauäugige Barbarenabkömmlinge, während der schwarzhaarige, dunkeläugige Cherubini in seinen musikalischen Ideen sich den Deutschen nähert.

Diese Beispiele zeigen, daß die historische und soziologische Betrachtung allein nicht imstande ist, die verwickelten Zusammenhänge zwischen Rasse und Kultur aufzudecken. Es muß dazu noch die anthropologische Methode treten, *die Anthropologie der Stände und Genies*, die auf Grund der Rassengeschichte eines Volkes die organischen Gruppen und Individuen feststellt, von denen die entscheidenden Taten und Ideen ausgegangen sind. Erst auf dieser Grundlage lassen sich psychologische Theorien aufbauen, in denen die unverlierbaren Eigenheiten und die Anpassungs- und Entfaltungsfähigkeiten der einzelnen Menschenrassen zum Ausdruck kommen. Es ist z. B. höchst einseitig, wenn Gobineau aus den Zuständen der Germanen zur Zeit der Völkerwanderung ein Bild ihrer Rassenseele entwirft und von hier aus den germanischen oder nichtgermanischen Geist späterer Einrichtungen und Ideen beurteilt. Denn erst aus den Gesamtleistungen, die unter den verschiedensten Bedingungen stattfinden, können die angestammten Unterschiede der Rassen nach Kraft und Art ihrer seelischen Begabung ergründet werden.

Es ist einleuchtend, daß eine von solchen Gesichtspunkten geleitete Untersuchung über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs notwendig dazu führen muß, manche überlieferte Geschichtsvorstellungen und manche nationale Vorurteile zu zerstören. Die Durchschnittsfranzosen selbst bezeichnen sich mit Vorliebe als „gallische

1*

Nation" oder im Schwung der Begeisterung gar als „lateinische Rasse". Von germanischer Abstammung wollen sie nicht viel wissen, obgleich ihr eigener Name, sowie der ihres Landes, und nur ein einziger vorurteilsloser Blick in die Geschichte ihres Volkes sie von der Bedeutung der eingewanderten Germanenstämme überzeugen sollte. Man gefällt sich heute noch darin, in ihnen nur räuberische „Babaren" und die Zerstörer der antiken Kultur zu sehen.

Gegenüber derartigen Anschauungen wird die folgende Untersuchung den Nachweis führen, daß die eingewanderten Germanen nicht nur die mittelalterliche Kultur Frankreichs schufen, was von einigen Schriftstellern schon angedeutet oder zugegeben wurde, sondern daß auch die französische „Renaissance" vornehmlich ihr Werk ist und daß die überwiegende Anzahl der genialen Männer Frankreichs Nachkommen der vielgeschmähten Barbaren oder aus Mischungen mit ihnen hervorgegangen sind.

Ausgehend von den Grundfragen der historischen Rassetheorie und einer Übersicht über die Menschenrassen Europas, schildern die beiden ersten Abschnitte die Rassengeschichte der französischen Nation, Typus und Charakter der Gallier, die Niederlassung der Germanen in Frankreich und ihren Einfluß auf die soziale und geistige Geschichte des Mittelalters. Der dritte Abschnitt behandelt den physischen Typus und die Rassenabstammung von 250 berühmten Franzosen, seit Ausgang des Mittelalters, und führt damit unmittelbar auf die anthropologischen Wurzeln der französischen Zivilisation.

Der Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur *Frankreichs* steht aber nicht vereinzelt da: denn die Germanen haben in *Italien* und *Spanien* dieselbe weltgeschichtliche Rolle gespielt. Danach ist die Theorie wohlbegründet, daß die Germanen der Völkerwanderung in den romanischen Staaten nicht als Zerstörer auftraten, wenn auch die letzten Reste entarteten Römertums unter ihren Streichen fielen, sondern daß sie

es waren, welche die organischen Wurzeln zu einer geistigen Wiedergeburt dieser Völker legten. Die „Renaissance“ war in Wirklichkeit nichts anderes als eine Entfaltung der germanischen Stämme unter der Hülle einer fremden Sprache und unter den besonderen Einflüssen eines neuen Milieus und der antiken Überlieferung.

Erster Abschnitt

DIE RASSENGESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN NATION

1. GRUNDFRAGEN DER HISTORISCHEN RASSE-THEORIE

Drei Arten der Geschichtstheorie haben sich im Laufe der Zeit herausgebildet, die spiritualistische, die materialistische und die anthropologische.

Die *spiritualistische*, wohl die älteste von den dreien, ging aus der theologischen Weltbetrachtung hervor. Nach ihr sind die geistigen Kräfte und sittlichen Ideen die entscheidenden Faktoren in der Geschichte. Sofern sie die persönlichen Träger dieser Kräfte besonders hervorhebt, ist sie eine heroische Geschichtsauffassung zu nennen, wie sie von Carlyle, Emerson und Nietzsche vertreten wurde; sofern sie den geistigen Vorgang selbst als das Wesentliche betrachtet, nähert sie sich der Hegelschen Methode, welche die Geschichte in einen logischen Prozeß auflöst.

Die *materialistische* Auffassung sieht im geographischen Milieu, in der wirtschaftlichen Produktion und in der sozialen Umgebung die Faktoren, welche die Schicksale der Völker und der einzelnen bestimmen. Nach ihr ist der Mensch ein „Produkt der Verhältnisse".

Die *anthropologische* Auffassung leugnet keineswegs den Einfluß des physikalischen und sozialen Milieus und die Bedeutung der Persönlichkeiten und der Ideen in der Geschichte, sie begnügt sich aber nicht mit der Annahme dieser materiellen und ideellen Faktoren, sondern sucht die natürlichen Träger und

Erzeuger der Geschichte in ihrer verschiedenen Gestaltung als *Rasse*, *Stamm*, *Familie* und *Individuum* in den Mittelpunkt des historischen Interesses zu rücken. Sie lehrt, daß die geistigen und materiellen Faktoren auf die Menschen selbst, auf ihre Aktionen und Reaktionen bezogen werden müssen, die durch eine bestimmte psycho-physische Organisation naturgesetzlich bedingt sind.

Die anthropologische Betrachtung bezieht sich sowohl auf die allgemeinen Gattungseigenschaften der Menschen, welche die Grundlage der in großen Zügen gleichartigen Entwicklung aller Völker bilden, als auf die speziellen Rasseneigenschaften, welche die verschiedene Höhe und Art der Kultur bedingen. Denn wie sehr man sich auch bemühen mag, für diese Abstände und Unterschiede der Kultur Milieueinflüsse geltend zu machen, so ist doch die Art und Weise, in welcher die Rassen sich dem gleichen Milieu gegenüber verhalten, in großem Maße verschieden. Höchste Kulturleistungen können nur da vollbracht werden, wo günstiges Milieu und hohe Begabung zusammentreffen. So war es in Athen, in Rom, in Florenz. Andererseits sehen wir, daß eine begabte Rasse in einem ungünstigen Klima, wie in Skandinavien, relativ Großes hervorzubringen vermag, in Gesittung und Bildung zum Kreis der höchstzivilisierten Völker gehört, während die minder begabten Türken in einem der herrlichsten Gebiete der Welt ein hindämmerndes Pflanzenleben führen und in halber Barbarei verharren. Jahrtausende lang haben mongolische und schwarze Völker die Schätze der Natur ungenutzt und ungesucht liegen lassen, und erst der weiße Eroberer mußte kommen, um kraft seiner höheren Energie und Intelligenz, mit vollkommeneren Methoden, den Kampf mit der Natur aufzunehmen und neue Quellen des Lebensunterhaltes zu erschließen.

Die ganze Geschichte des Menschengeschlechts ist ein offenkundiger Beweis für die Bedeutung der *Rassen* in der Kultur-

entwicklung. Nur Vorurteil und Unwissenheit hat diese Tatsache verdunkelt. Daß die Rassetheorie in der historischen und sozialen Wissenschaft sich nur schwer durchsetzt, hat zum guten Teil seinen Grund darin, daß immer wieder die Begriffe *Rasse*, *Volk* und *Staat* verwechselt werden. Rasse ist eine in ihren leiblichen und geistigen Merkmalen übereinstimmende Lebenseinheit von Individuen gemeinsamer Abstammung; Volk ist eine Sprach- und Sittengemeinschaft, und Staat eine bestimmte Stufe der politischen Organisation. Wir müssen uns aber daran gewöhnen, die Rasse als einen naturwissenschaftlichen Begriff nach den Regeln der zoologischen Forschung aufzufassen. Politische und linguistische Erwägungen haben daraus gänzlich auszuscheiden.

Die Lehre von der Rassengliederung des Menschengeschlechts hat eine hundertjährige Geschichte hinter sich. Linné, Blumenbach, Klemm, Retzius sind wohl diejenigen, denen die Rassenlehre die größten Fortschritte verdankt. Ihre Systeme gründeten sich auf ein oder einige physische Merkmale, wie Hautfarbe und Schädelform; aber inzwischen ist es eine der wichtigsten Erkenntnisse der Anthropologie geworden, daß die Rassen des Menschengeschlechts in bezug auf alle Merkmale einer vergleichenden Untersuchung unterzogen werden müssen. Als wichtigste *anatomische* Eigenschaften sind zu nennen: 1. Körpergröße, Proportionen, Sitzgröße, Beinlänge, Klafterspannung; 2. Schädel- und Gesichtsform; 3. Pigmentierung von Haar, Haut und Auge; 4. Haarform und Haarverteilung; 5. Gehirnform; 6. atavistische Merkmale. Dazu kommen *physiologische* Unterschiede, wie Akklimatisationsfähigkeit, Wachstumsschnelligkeit, geschlechtliche Reife, Hautgeruch, und schließlich *psychologische* Merkmale, deren Erforschung die Aufgabe der Rassenpsychologie ist, der wichtigsten und zugleich schwierigsten Hilfswissenschaft für Geschichte und Soziologie.

Wenn es auch keine „rassereinen Völker“ mehr gibt und viel-

leicht nie gegeben hat, so hat es doch immer „reine Rasse“ gegeben und gibt es auch heute noch, in einzelnen Individuen, Familien und größeren Gruppen. Relativ rassereine Völker existieren noch in der Gegenwart, z. B. die Schweden und Spanier, da bei den ersteren die nordische, bei den letzteren die mittelländische Rasse überwiegt. Der von den Gegnern so oft gehörte Einwand, daß es rassereine Völker nie gegeben habe und nicht mehr gebe und daß daher der Rasse überhaupt keine Bedeutung beizulegen sei, ist gänzlich unbegründet, da er von falschen methodischen Voraussetzungen ausgeht. Die historische Anthropologie sucht gerade das Übereinanderschichten und das Durcheinanderwürfeln der Rassen und den Einfluß dieser Vorgänge auf die soziale und geistige Entwicklung offenzulegen. Dadurch wird die Fragestellung nicht aufgehoben, wie man meint, sondern nur verwickelter und schwieriger. Denn es könnte ja sein, daß ganz bestimmte Rassenbestandteile im Organismus eines Volkes für seine Geschichte von größerer Bedeutung sind als andere, und daß die Art und Menge der verbundenen Elemente den Gesamtwert des Volkes beeinflußt.

Es ist einleuchtend, daß die Rassen in ihren Merkmalen nicht absolut voneinander geschieden sein können, denn sie gehören alle zur gemeinsamen Gattung des homo sapiens, und die Entstehungs- und Erhaltungsbedingungen auf der Erdoberfläche zeigen trotz vieler Verschiedenheiten doch eine gewisse Gleichheit der Grundbedingungen menschlichen Lebens. Daher kommt es, daß die Rassen in manchen Merkmalen sich einander nähern, sei es daß darin eine größere genetische Verwandtschaft zum Ausdruck kommt, oder sei es daß sie als voneinander unabhängige Analogiebildungen aufzufassen sind. Doch sind viele sogenannte Übergangsmerkmale in den meisten Fällen als Wirkungen der Rassekreuzung aufzufassen, die in vieltausendjährigem Durchdringen eine abgestufte Reihenfolge von zwischenliegenden Eigenschaften herausgebildet hat, die erblichen Cha-

rakter angenommen haben. Auf diese Weise entstehen die *sekundären* oder *historischen Rassen*, wenn in diesen Kreuzungen eine bestimmte Rasse überwiegt oder bestimmte Merkmale eine besonders starke erbliche Durchschlagskraft bei der Verschränkung der Eigenschaften zutage treten lassen. Durch natürliche und gesellschaftliche Auslesevorgänge können diese Übergangsmerkmale so fixiert werden, daß sie eine einheitliche Rasse vortäuschen. Eine solche sekundäre Rasse ist z. B. die jüdische. Obgleich sie aus drei oder vier Rassenelementen zusammengesetzt ist, besitzt sie doch in der sogenannten hethitischen Physiognomie ein vorwiegendes Merkmal, das sie von den europäischen Rassen deutlich unterscheidet, mit denen sie sonst manche nahen Beziehungen hat. Diese sekundären Rassen bilden die organische Grundlage des Völkerlebens und des Nationalcharakters, der durch soziale Tradition und eigenartige Geschichte zur Ausbildung gelangt.

Früher war man der Ansicht, und es gibt auch heute noch Autoren, die daran glauben, daß die körperlichen Merkmale der Rassen in kurzer Zeit durch Milieueinflüsse umgewandelt werden könnten. So vertraten manche die Meinung, daß aus Langköpfen in historischer Zeit Rundköpfe hervorgegangen seien; daß die helle oder dunkle Pigmentierung jeweilig von der Höhenlage des Wohnorts, daß die Schädelform von der Art der vorherrschenden Beschäftigung der Rassen abhängig sei und daß die Kultur als solche das Gehirn breiter mache. Manche Beobachtungen über die geographische Verteilung der Pigmentmerkmale und die in einzelnen Ländern Europas eingetretene Verdrängung von Langköpfen durch Kurzköpfe scheinen für eine solche Ansicht beweisend zu sein. Aber viele andere Beobachtungen widersprechen dieser Auffassung, und heute hat sich fast allgemein die Überzeugung Bahn gebrochen, daß die Rassen *Dauertypen* sind und den äußeren Milieueinflüssen kraft ihrer ererbten Energie widerstehen. Diese Beständigkeit der

Rassenmerkmale ist natürlich nur eine bedingte und gilt nur für *historische* Zeiten, während innerhalb *biologischer* Perioden das große Gesetz der Entwicklung seine Gültigkeit behält. Aber seit der diluvialen Epoche müssen die Menschenrassen in ihren wesentlichen Merkmalen als konstante Typen angesehen und als solche in die Tafeln der Geschichte eingetragen werden.

Die Hypothese von der schnellen Wandelbarkeit der physischen Merkmale hat ihren Grund in der traditionellen Verwechslung von Rasse und Volk. Die tatsächlich vorkommenden Veränderungen in der körperlichen Struktur eines Volkes sind aber auf ganz andere Ursachen als Einflüsse des Milieus oder der natürlichen Differenzierung zurückzuführen, sondern auf das völkergeschichtlich so bedeutsame Prinzip des *Rassenwechsels*, der durch Rassenkreuzung und natürliche Auslese hervorgerufen wird. Gobineau, Durand de Gros, Lapouge, Penka, Collignon, Wilser, Ammon haben diesen Rassenwechsel bei den europäischen Völkern durch eine Reihe exakter Untersuchungen und scharfsinniger Betrachtungen aufgehellt. So ist in Frankreich an Stelle der blonden und brünetten Dolichocephalen ein kurzköpfiger Typus getreten, und in Indien ist der ursprünglich nordische Typus der Arier, wie Uifalvy gezeigt hat, durch Vermischung mit Dravidas fast ganz verschwunden.

Die historische Anthropologie hat bei zahlreichen Völkern einen derartigen Rassenwechsel aufgedeckt und zugleich erkannt, daß dieser anthropologische Faktor einen entscheidenden Einfluß auf die Geschichte der Nationen, auf die Blüte und den Verfall ihrer Kultur ausübt. Die Lehre von der Rassenstruktur und Rassengeschichte der Völker ist daher ein unerläßlicher Gesichtspunkt für den Geschichtstheoretiker, der die Ursache und Gesetze des historischen Werdens und Vergehens erkennen will.

Wohl sträubt sich das Vorurteil dagegen, daß die geistige Kraft und geistige Freiheit durch Knochenbau, Hautfarbe und Gehirnmasse bedingt sein soll. Und doch ist es ein Gesetz der

organischen Schöpfung, daß die psychische Leistungsfähigkeit der Lebewesen durch die Höhe ihrer körperlichen Differenzierung begrenzt ist. Auf diesem Gesetz beruht der große Wert der Anatomie und Physiologie der Rassen, da sie die natürlichen Ursachen für ihre ungleich großen und ungleich gearteten Seelenanlagen verständlich machen. Eine Reihe solcher Beziehungen zwischen Rassenphysis und Rassenpsyche sind schon aufgedeckt oder mindestens sehr wahrscheinlich gemacht worden, in erster Linie Beziehungen zwischen Schädelgröße und Begabung, zwischen Schädelform und seelischer Eigenart, zwischen Geschlechtsreife und geistiger Entwicklung.

Ein Beispiel möge diesen Satz erläutern, nämlich die Frage, in welchen morphologischen und physiologischen Vorzügen die größere Leistungsfähigkeit der blonden weißen Rasse begründet ist. Die Ursache liegt, kurz ausgedrückt, in ihrer vollkommneren psychophysischen Organisation. Diese Rasse besitzt den durchschnittlich größten und kräftigsten Körperbau und verbindet damit eine Proportion der Glieder, die, nach dem goldenen Schnitt gemessen, zugleich eine zweckmäßige Verteilung der Massen und ein ästhetisches Ideal verwirklicht. Sie hat das durchschnittlich größte Gehirn und namentlich ein stark entwickeltes Vorderhaupt, das der Sitz der höheren geistigen Funktionen ist. Die helle Komplexion, weiße Haut, blauen Augen, blonden Haare sind nicht ein zufälliges Ausschmückungsstück der Natur, sondern der Ausdruck einer besonders günstigen Ökonomie in den Vorgängen des organischen Stoffwechsels. Bei der Heranzüchtung dieser Rasse hat das Zurücktreten des Pigmentes dem Aufbau des Gehirns gedient, und während bei den farbigen Rassen der starke Pigmentgehalt einen intensiven Stoffverbrauch verursacht, kommt er bei der hellen Rasse dem Gehirn- und Nervenleben zugute [1].

[1] C. Röse, Beiträge zur europäischen Rassenkunde, 1906, S. 52. — R. Weinberg, Politisch-anthropologische Revue, 1904, S. 505.

Außerdem ist die späte Entwicklung der Pubertät zu nennen, die bei der hellen Rasse auf das Wachstum der intellektuellen Energie günstig einwirkt. Früh eintretende Geschlechtsreife ist dagegen eine wichtige Ursache der geistigen Minderwertigkeit der Negerrasse. Bis zur Geschlechtsreife ebenso geistig regsam oder gar noch regsamer als gleichaltrige Kinder der weißen Rasse, steht ihr Verstand im wahren Sinne des Wortes still, sobald die Pubertät eingetreten ist. Dieser Unterschied zeigt sich, wenn auch in geringerem Grade, sogar zwischen den brünetten und blonden Typen. Da aber Geschlechtsleben und geistige Fähigkeiten aufs innigste verknüpft sind, so ist es leicht verständlich, daß das Wachstum der Intelligenz durch die frühe Sexualreife und die darauf gerichtete Konzentration der Affekte gehemmt wird. Das langsamere Wachstum und die spätere Reife, habe ich anderswo bemerkt, ist die physiologische Ursache dafür, daß die Menschen der nordischen Rasse länger jugendlich bleiben. Die Farbigen und Brünetten werden früher alt und sind schneller erschöpft, während die Blonden bis ins höhere Alter körperliche Rüstigkeit und geistige Spannkraft bewahren können. In der Jugend ist der Mensch empfänglich und schöpferisch, und weil der blonde Mensch mit einem ausgebildeten Organismus ins tätige Leben tritt und weil seine Jugend länger dauert, ist seine Rasse an geistigen Taten und Schöpfungen allen anderen überlegen.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn in den Schulen die dunklen Brachycephalen und die dunklen Dolichocephalen durchschnittlich bessere Zensuren erlangen als die blonden Langköpfe, wie aus den Untersuchungen von Muffang, Ammon, Röse und anderen hervorgeht, denn in der Schule entscheidet mehr der Fleiß und die Frühreife als die angeborene Begabung. Aber alle diese Autoren stellen übereinstimmend fest, daß die Blonden in den geistigen Anlagen und Fähigkeiten jenen überlegen sind, die zu einer Zeit schon geistig selbständig werden,

wo diese noch von der physischen Entwicklung in Anspruch genommen sind. Aber wenn sie heranwachsen, kommen ihre angeborenen höheren Anlagen zur vollen Entfaltung, und stellen sie unter den genialen Personen, auch in den vorwiegend brünetten Ländern, die überragende Mehrzahl dar.

Ist es nun ein Gesetz der Psychophysik, daß die geistigen Leistungen an die Differenzierung der physischen Organisation gebunden sind, und ist es eine unzweifelhafte Tatsache, daß die Rassen innerhalb historischer Zeit als organische Dauertypen betrachtet werden müssen, so ergibt sich daraus der Schluß, daß innerhalb der für die Geschichte in Betracht kommenden Zeit auch die angeborene psychische Energie im wesentlichen sich gleich geblieben ist. Dies wird durch eine objektive Erforschung der kulturellen Leistungen der einzelnen Rassen auf das deutlichste erwiesen. Dabei sind natürlich die Begriffe der *Rassenstufen* und der *Kulturstufen* wohl zu unterscheiden. Alle Rassen beginnen mit einfachen und rohen Zuständen der Gesellschaft und des Geistes, alle machen ein Stadium der Wildheit durch, eine geringe Zahl betritt den Weg des Fortschritts, und nur wenige erheben sich zu den Höhen der Zivilisation. Wir finden die Neger zu allen Zeiten auf fast der gleichen Stufe der Gesittung und Bildung, während die Arier in allen ihren Zweigen zu der obersten Stufe vorgerückt sind. Die gelbe Rasse nimmt eine mittlere Rangstufe ein, während die mittelländische Rasse sich der arischen nähert, aber ihre Höhe nicht erreicht. Die historische Zeit kennt nur eine *Rassenentfaltung*. Die „Geschichte“ der Rassen gleicht dem „Leben“ des Individuums. Was auch alles den äußeren Einflüssen zugerechnet werden mag, es bleibt bei beiden, bei Rasse und Individuum, ein bedeutungsvoller, in den meisten Fällen ausschlaggebender Rest, der nur auf die angeborenen und ererbten Kräfte und Eigenschaften zurückgeführt werden kann.

Die ökonomische und soziale Auffassung der Geschichte, die

dem Milieu und der Masse eine entscheidende Rolle zuschreibt, ist daher im höchsten Grade einseitig und willkürlich. Milieu und Masse sind nur Bedingungen und Mittel der Geschichte. Die Geschichte selbst wird von *Rasse* und *Genius* erzeugt. Für die geistige Entwicklung ist dies eine so selbstverständliche Wahrheit, daß es sich nicht lohnt, jene proletarische Theorie ernsthaft zu erörtern, welche die Genies zu einem „Produkt der Verhältnisse" erniedrigt.

In den meisten Fällen ist es der Beruf des Genies, gegen das Milieu, gegen die Masse und die Verhältnisse sich durchzusetzen und ein anderes Milieu und neue Verhältnisse zu schaffen. Auch in der politischen Geschichte wirken die Massen nur elementar, sie bedürfen der überlegenen Führer, die sie organisieren und erleuchten. Aber Masse und Masse ist nicht dasselbe, auch ihre Brauchbarkeit und Energie ist abhängig von der Rassenstruktur des Volkes, zu dem sie gehören.

2. DIE EUROPÄISCHEN MENSCHENRASSEN

Linné war wohl der erste, der den eigentlich europäischen Menschen (Homo europaeus L.) nach körperlichen und geistigen Merkmalen vom Amerikaner, Asiaten und Afrikaner abgrenzte. Er schrieb ihm gelbe Lockenhaare und blaue Augen zu. Blumenbach fand aber, daß es dem Europäer nahestehende Typen gibt, die nicht unter die anderen Gruppen eingereiht werden können, und schuf so den Begriff der „kaukasischen Rasse" zu der auch die Nordafrikaner und die Vorderasiaten gerechnet wurden.

In der Folge war es nun das Bemühen der Anthropologen, die kaukasische Rasse näher zu zergliedern und in ihrem Kreise mehrere Varietäten aufzudecken. Der erste bedeutende Fortschritt in dieser Hinsicht ging von G. Klemm aus, der das ganze

Menschengeschlecht in aktive und passive Rassen einteilte und bei der aktiven Rasse zwei besondere Gruppen unterschied, „zwei Hauptgeschlechter, die nebeneinander bestanden haben, ein dunkelhaariges mit schwarzen Augen und ein lichthaariges mit blauen Augen". Doch ist er der Meinung, daß, wenn auch die Brünetten das numerische Übergewicht haben, „die blonden Stämme ihnen überall Bahn gebrochen, ein geistiges und sittliches Übergewicht gehabt haben und daß ihnen die Pflege des Fortschrittes der Menschheit vorzugsweise anvertraut zu sein scheint" [1]. Diese brünetten Stämme der aktiven Rasse in Südeuropa, Nordafrika und Vorderasien wurden später von Broca und Huxley als homo mediterraneus bezeichnet.

Klemm machte ferner auf ein drittes Rassenelement in Europa aufmerksam, auf das schon Linné hingewiesen und das er homo alpinus genannt hatte. Er schreibt: „Auch Europa hatte eine passive Urbevölkerung, deren Überreste sich noch hier und da unter dem Landvolke nachweisen lassen. In den nach Norden zurückgedrängten Finnen, in den Bretons, den Iren und vielleicht den Slaven dürften Reste der passiven Urvölker sich nachweisen lassen, welche von den aus Asien gekommenen griechischen und germanischen Heldenscharen unterjocht wurden." Das niedere Volk in ganz Europa soll nach seiner Ansicht der passiven Rasse angehören [2].

Wenn es auch heute gewiß ist, daß die germanischen und griechischen Heldenscharen aus Europa selbst stammen und im Gegenteil jene passive Urbevölkerung aus Asien herrührt, so hat doch Klemm das große Verdienst, als erster die drei europäischen Rassen deutlich unterschieden zu haben, die wir heute als homo europaeus, homo mediterraneus und homo alpinus bezeichnen. Pruner-Bey nannte die letztere auch „mongoloid",

[1] G. Klemm, Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball, 1845, S. 6. [2] G. Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Bd. I, S. 198.

eine Bezeichnung, die einige Berechtigung für sich hat und auch heute noch gebraucht wird.

In der Folge hat die von A. Retzius begründete Schädelmessung die genannten drei Typen noch genauer charakterisiert. Danach ist die nordische und mittelländische Rasse langköpfig, die alpine Rasse rundköpfig. Somit sind in Europa drei gut zu unterscheidende Rassen anzunehmen, deren physische Merkmale sich folgendermaßen zusammenfassen lassen:

1. *Homo europaeus*, großgewachsen, schmaler langer Schädel, ebensolches Gesicht, blonde, weiche, oft gelockte Haare, blaue Augen, rosig-weiße Hautfarbe.

2. *Homo mediterraneus*, kleine oder mittlere Körpergröße, langköpfig und langgesichtig, schwarze Haare, braune Augen, braune Haut.

3. *Homo alpinus*, mittlere Gestalt, runder Kopf, breites Gesicht, schwarze Haare, braune Augen, gelbe oder braune Haut.

Alle diese Merkmale schwanken um einen mittleren Wert, doch ist die Variationsbreite bei den einzelnen verschieden groß. Was z. B. die Körperlänge anbetrifft, so ist in Süditalien, wo die mediterrane Rasse überwiegt, die durchschnittliche Größe etwa 160 cm. Ob es unter ihr reinrassige Individuen gibt, die 170 bis 180 cm Körperlänge besitzen, ist nicht sicher festgestellt. Manche Araber scheinen diese Größe zu erreichen, aber bei den Mediterranen Südeuropas sind sie jedenfalls sehr spärlich vertreten. Nach Ammon überschreitet der mediterrane Typus Europas selten 162 cm. Und in den meisten Fällen haben wir in großgewachsenen, dunkelpigmentierten Menschen Mischprodukte mit der nordischen Rasse zu sehen, namentlich wenn noch andere Zeichen der Mischung zu erkennen sind.

Die Verwandtschaft des alpinen Typus mit den echten Mongolen Asiens ist noch ein dunkles Problem. Besonders ist die Frage von Bedeutung, ob der alpine Typus ursprünglich geschlitzte Augen, gelbe Haut und straffe Haare gehabt, oder ob

er diese Eigenschaften durch uralte Mischungen mit der mittelländischen Rasse verloren hat. Wahrscheinlich ist er eine rundköpfige Rasse selbständiger Bildung. Denn wenn der alpine Typus Schlitzaugen gehabt hätte, müßten diese auch heute noch häufiger als Rückschläge auftreten, und wenn in Europa hin und wieder solche gefunden werden, sind sie wohl eher als seltene Analogiebildungen oder als spätere mongolische Importe anzusehen, die aus Ungarn, Ostrußland oder der Türkei stammen.

Wilser schreibt indes dem homo alpinus straffe Haare zu, und Ammon teilt mir mit, daß er bei den badischen Untersuchungen bei relativ rassereinen Individuen dieses Typus hartes, drahtartiges Haar gefunden habe.

Alle drei Typen kommen in Europa rein oder gemischt vor, und zwar scheinen manche Kreuzungen bis in die Urzeiten zurückzureichen, so daß im Laufe der Jahrtausende durch natürliche Auslese und Anpassung bestimmte Mischtypen sich erblich gefestigt haben. Ammon hat in besonders lehrreicher Weise die Verschränkung der Eigenschaften bei der Kreuzung der blonden und alpinen Rasse beschrieben und dabei drei Abstufungen unterschieden. Danach sind bei der ersten Art die Körperformen und die Farbenmerkmale verschränkt; es kommen also beispielsweise hochgewachsene Leute mit Langköpfen vor, die dunkle Haare und Augen haben, andererseits kleine und rundköpfige Leute mit blauen Augen und blonden Haaren. Die zweite Stufe tritt ein, wenn zusammengehörige Gestaltsmerkmale oder wenn zusammengehörige Farbenmerkmale voneinander getrennt und mit fremden vereinigt werden. Es erscheint z. B. hoher Wuchs mit Rundköpfigkeit, Kleinheit mit Langköpfigkeit, blaue Augen mit dunklen Haaren usw. Die dritte Art ist bezeichnet durch Übergangsstufen der einzelnen Merkmale. Zwischen den blauen und braunen Augen bilden sich hellere und dunklere graue oder grünliche, zwischen den blonden und schwarzen Haaren braune

und rote in verschiedenen Schattierungen, und an den Körpergrößen, Kopf- und Gesichtsformen, Nasen usw. tritt ebenfalls eine Bildung von Zwischenstufen durch Verschmelzung ursprünglich verschiedener Elemente zutage [1].

Von besonderer Bedeutung ist es, unter diesen Kreuzungsprodukten die sogenannten pseudobrachycephalen, d. h. die falschen Kurzköpfe von den eigentlichen Rassebrachycephalen zu trennen, obgleich sie durch den gewöhnlichen Kopfindex in keiner Weise zu unterscheiden sind. Diese falschen Kurzköpfe können in zweifacher Weise entstehen, einmal, indem durch die Verbindung des kurzen und langen Schädels der erstere das Hinterhaupt verliert, dabei aber selbst schmal bleibt. Ein typisches Beispiel hierfür bietet die Kopfbildung von *F. Nietzsche*. Oder es verbindet sich die Länge des einen Schädels mit der Breite des anderen, wodurch eine Kopfbildung entsteht, die zugleich breit und lang oder eury-dolichocephal ist. Die breiten Langschädel, die sehr häufig vorkommen, treten auf den Indexlisten als „Brachycephale“ auf und erwecken dadurch die falsche Vorstellung, als ob die Brachycephalen einen größeren Schädelumfang und ein größeres Gehirn hätten als die Dolichocephalen nordischer Rasse [2].

Bei der Kreuzung der alpinen und blonden Rasse besitzen nicht alle Merkmale dieselbe erbliche Durchschlagskraft. Nach Lapouge vererbt sich z. B. das lange Gesicht besser als der lange Schädel, die schmale Stirn besser als das Hinterhaupt, die hellen Augen eher als das helle Haar und der helle Bart eher als das Haupthaar.

Ähnlicher Art sind die Kreuzungen zwischen der nordischen und mediterranen Rasse; nur sind hier die Mischprodukte nicht so mannigfaltig, da Kopf- und Gesichtsform, sowie die Propor-

[1] O. Ammon, Altes und Neues über die Menschenrassen in Europa. Zeitschrift für Sozialwissenschaften, 1903. [2] Man vergleiche über diese Frage meinen Aufsatz „Über die Beziehungen von Gehirn und Kultur“ in der Politisch-anthropologischen Revue, 1906, Heft 7.

tion der Glieder sich gleich sind, und nur die Körpergrößen und die Pigmentverhältnisse sich verschränken können. Unter den Kreuzungen sind besonders die schon erwähnten großgewachsenen Individuen mit ganz oder teilweise dunklem Pigment zu nennen, die man in Südfrankreich, Spanien und Italien antrifft.

Wie tiefgehend die Kreuzungen zwischen der blonden und brünetten Rasse sein können, zeigt z. B. eine familien-anthropologische Beobachtung, die zur Beurteilung der großgewachsenen brünetten Individuen besonders lehrreich ist. Es handelt sich dabei um eine etwas übermittelgroße Gestalt mit schwarzem Haar und Bart, dunkelbraunen Augen und mattem Teint, so daß jedermann den Betreffenden für einen echten Südländer halten würde. Deutet aber schon die übermittelgroße Gestalt und der etwas aufgehellte Teint auf eine Kreuzung mit der nordischen Rasse hin, so zeigt die Schädelmessung, daß die betreffende Person den großen dolichocephalen Schädel des germanischen Vaters geerbt hat, während das dunkle Pigment von der grazil gebauten mediterranen Mutter herrührt.

Repräsentanten dieses Mischtypus sind z. B. *Ariosto* und *Velasquez*, die beide aus germanischen Familien stammten; beide hatten dunkle Haare und dunkle Augen, aber eine hohe Gestalt, der erstere einen auffallend weißen, der letztere einen frisch-roten Teint. Erben solche Mischlinge von der brünetten Rasse auch noch den dunklen Teint, so wird die Feststellung des nordischen Bestandteiles in ihrem Organismus äußerst schwer, wenn in solchen Fällen der Typus der Eltern unbekannt ist und wenn Angaben über Kopfgröße fehlen oder sonstige Zeichen der Mischung, z. B. in der Jugend helleres Haar, nicht mehr festgestellt werden können.

Es gibt manche Anthropologen, die einige der genannten Mischtypen, die in größerer Zahl auftreten und sich erblich fixiert haben, für selbständige Rassen halten. Diese Auffassung

ist ganz unbegründet. Wer sich mit Familienanthropologie und anthropologischer Genealogie beschäftigt, kann immer und immer wieder feststellen, daß wir es in ihnen mit einer Kreuzung und Festigung der Merkmale verschiedenrassiger Vorfahren zu tun haben.

Die Veränderungen, denen die europäischen Rassen im Laufe der Zeiten unterworfen waren und die man auch noch gegenwärtig in den Familien beobachten kann, sind demnach im wesentlichen durch Kreuzungen bedingt. Doch gibt es auch gewisse Veränderungen, die durch das Milieu hervorgerufen werden, aber nicht derart, wie die Anhänger der Lehre von der Veränderlichkeit der Rassen meinen, sondern es sind ganz bestimmte Vorgänge pathologischer Art, der Ernährung und des Klimas, die gewisse Wandlungen hervorrufen und deren Wirksamkeit in engen Grenzen sich bewegt. Es handelt sich dabei um Körpergröße, Kopfform und Hautfarbe.

Nach den Untersuchungen von Fürst und Retzius ist die durchschnittliche Leibeslänge in Schweden, wo die nordische Rasse vorherrscht, etwa 170 cm. Natürlich gibt es unter den rassereinen Blonden auch größere und kleinere Individuen. Gräberfunde sprechen dafür, daß dies schon in älteren Zeiten vorkam, und bei Gregor von Tours und Paulus Diaconus finden wir Notizen, wo hin und wieder ein Franke oder Langobarde als klein und unansehnlich geschildert wird. Die Zahl der kleinen Varianten kann aber zunehmen durch schlechte Ernährung, gestörtes Wachstum infolge Rachitis oder Zwergwuchs, durch veränderte Bedingungen der sozialen und natürlichen Auslese, die grazile und schwach gebaute Individuen überleben und sich vermehren lassen. Es ist einleuchtend, daß bei einem großgewachsenen Jäger- und Kriegerstamm, der in eine höher differenzierte Gesellschaftsstufe übergeht, die Körperlänge keine große Rolle mehr spielt und durch psychische Selektion auch kleinere, schwächere und gar kranke Varianten fort-

gezüchtet werden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir unter den blonden Genies kleine Gestalten finden, deren Wachstum durch Krankheit gehemmt wurde, wie bei *Kant, Menzel, David d'Angers*, oder wenn wir unter ihnen kleine und grazil gebaute Gestalten antreffen, wie *Raffael* und *Napoleon*.

Die Beeinflussung der Körpergröße durch gute oder schlechte Ernährung ist vielfach übertrieben worden. Gewisse Beobachtungen zeigen allerdings, daß günstige Ernährung das Wachstum fördert, aber nur innerhalb geringer Grenzen. Gegen diesen Einfluß spricht die Erfahrung, daß in denselben Familien nicht selten kleine und große Kinder vorkommen, die unter denselben Ernährungsbedingungen aufwachsen und fast immer auf kleine oder große Vorfahren zurückweisen. Es gibt ferner nicht den geringsten Beweis dafür, daß die Menschen in Südeuropa sich schlechter ernähren als die in Skandinavien. Bei statistischen Untersuchungen zeigt sich vielmehr, daß in demselben Gebiet, wo die blonde und brünette Rasse zusammen wohnen, je nach der Häufigkeit der korrelativen Rassenmerkmale die Körpergrößen verschieden sind. Auch im Norden sind die Brünetten durchschnittlich kleiner und im Süden die Blonden durchschnittlich größer. Die Ernährung kann nur die Wachstumsgeschwindigkeit, aber nur wenig die Wachstumsgröße beeinflussen, die in erster Linie eine angestammte Eigenschaft ist.

Veränderungen am Schädel können durch Knochen- und Gehirnkrankheiten hervorgerufen werden, besonders durch Rachitis und Wasserkopf, die eine „pathologische Brachycephalie" erzeugen. Wenn auch das Genie keineswegs ein Produkt der Entartung ist, wie Lombroso meint, so findet man bei ihnen doch nicht selten abnorme Kopfformen, wie bei *Michelangelo, Camoëns, Kant, Schopenhauer, Wagner*.

Einen gewissen Einfluß muß man dem Klima in bezug auf die Hautfärbung zuschreiben. Doch ist diese Einwirkung eine sehr bedingte. Hier möchte ich auf die interessanten Beobach-

tungen Ammons verweisen, die er bei den Besuchern von Sonnenbädern gemacht hat. Danach verhält sich die Haut verschieden gegen den Einfluß der Sonnenstrahlen. Einige werden rasch gebräunt, manche bis zu dem Grade, daß sie ungefähr die Farbe der Singhalesen annehmen, während andere trotz häufigen Besuches diese dunkle Farbe nicht erreichen und eine gewisse Zahl fast unverändert bleibt. Dabei kam es sogar vor, daß Brüder, allerdings solche von verschiedener Komplexion, die beide ursprünglich weißhäutig waren, sich ganz ungleich verhielten, indem einer weiß blieb, während der andere tief braun wurde, eine Erscheinung, die nur so zu erklären ist, daß ein latenter Rassenunterschied in der Beschaffenheit der Haut vorhanden war, der erst unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen in die Erscheinung trat [1].

Bisher nahm man an, daß bei den Mischungen zwischen dem blonden und brünetten Typus die weiße Haut eine besonders starke Durchschlagskraft besitze, um so das starke Überwiegen der hellen Haut gegenüber den dunklen Haaren und Augen bei den Mischlingen zu erklären. Aus diesem Grunde entstand der irrtümliche Begriff der „weißen Rasse", der in abgestuften Schattierungen die ganze brünette Bevölkerung Nordafrikas und Vorderasiens umfassen sollte. Aber „die Sonne bringt es an den Tag". Ammon ist der Ansicht, daß von den Weißhäutigen kaum die Hälfte sich nicht in der Sonne bräunt, so daß bei den anderen eine mischfarbene Haut anzunehmen ist, die nur aufgehellt, aber nicht eigentlich weiß ist.

Ein letztes wichtiges Ergebnis der anthropologischen Forschung besteht darin, *daß der homo europaeus mit der reinen und unvermischten arischen Rasse identisch ist.* Diese Rasse ist nicht aus Asien eingewandert, sondern in Nordeuropa entstanden und heimisch. In ihrem Kreise ist die arische Kultur und arische Sprache geschaffen und durch Wanderungen und Unterjochun-

[1] Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, 1905, Heft 11.

gen auch auf fremde Rassen übertragen worden. So haben die Inder, Armenier und Perser heute nur noch wenige Bestandteile nordischer Rasse, obgleich sie eine arische Sprache reden. Anderseits gibt es kleinere Abteilungen des homo europaeus, die in fremden Rassen aufgegangen sind und ihre Sprache ganz oder teilweise verloren haben. Dies scheint namentlich bei den ältesten Wanderzügen der Arier geschehen zu sein, die sich schnell mit der eingeborenen Bevölkerung vermischten. So ist es wahrscheinlich bei den Sumeriern im Zweistromland, den Tamenhu in Ägypten, den Amoritern in Palästina, bei den Pelasgern, Etruskern, Finnen und Turaniern der Fall gewesen. Ein Beispiel aus neuer Zeit ist die Magyarisierung von Germanen und Slaven in Ungarn.

3. DIE VERTEILUNG DER ANTHROPOLOGISCHEN MERKMALE IN FRANKREICH

Nach den einleitenden Ausführungen über die Grundfragen der historischen Rassetheorie und die Menschenrassen Europas können wir dazu schreiten, die anthropologische Struktur und Geschichte Frankreichs näher zu betrachten. Die ältesten zusammenfassenden Arbeiten über diesen Gegenstand sind Brocas „Recherches sur l'ethnologie de la France", die 1859 erschienen sind, und Lagneaus „Notice questionnaire sur l'anthropologie de la France" aus dem Jahre 1861. Beide Arbeiten sind mehr ethnologisch als anthropologisch, sie zählen die zahlreichen Stämme und Völker auf, die im Laufe der Jahrtausende in Frankreich eingewandert sind, ohne genügend zu betonen, daß die meisten dieser Völker und Stämme keinerlei Rassenunterschiede besaßen, sondern der einen oder anderen der drei europäischen Menschenrassen angehörten, so daß dadurch die anthropologische Struktur der Bevölkerung wenigstens der Art nach nicht

verändert wurde. So brachten die Einwanderungen der Phönizier und Karthager mediterrane Elemente, welche die einheimischen nur numerisch verstärkten, so fügten die verschiedenen Stämme der Germanen zu etwa vorhandenen Resten blonder Gallier eine neue Menge Menschen von gleicher Körperbeschaffenheit hinzu. Wenn daher auch Frankreich eine besonders starke Einwanderung und Mischung von Stämmen und Völkern erfahren hat, so ist die Zusammensetzung und Mischung der Rassen doch im wesentlichen dieselbe wie in den übrigen Ländern Europas.

Die Arbeiten von Broca und Lagneau zeigen auch insofern Mängel, als zu ihrer Zeit die Stellung der Kelten oder Gallier im System der Rassen noch zweifelhaft und hart umstritten war. Einen fortgeschritteneren Standpunkt nimmt Mortillet in seiner „Formation de la nation française" ein, die 1897 zuerst erschien, aber nach der rassenanthropologischen Seite noch mancherlei Lücken erkennen läßt und namentlich den „grands blonds dolichocéphales aux yeux bleus" wenig gerecht wird.

Die besten Belehrungen über Verteilung und Geschichte der Rassen in Frankreich findet man in Ripleys „Races of Europe", in Kraitscheks „Menschenrassen Europas" und besonders in dem Aufsatz von Lapouge über „Die Rassengeschichte der französischen Nation"[1].

Über die gegenwärtige Verteilung der anthropologischen Merkmale in Frankreich sind wir durch die Untersuchungen von Broca, Collignon, Bertillon, Lapouge, Topinard und anderen hinreichend unterrichtet, und zwar sowohl über die Verteilung der Körpergrößen wie der Kopfformen und der Pigmentverhältnisse. Broca hat gut orientierende Karten über die regionäre Verteilung der Körpergröße, Bertillon über diejenige des Kopfindex und Topinard über die Haar- und Augenfarben entworfen.

[1] Beide veröffentlicht in der Politisch-anthropologischen Revue, Jahrg. II, Heft 7, und Jahrg. IV, Heft 1.

Was die *Körperlänge* anbetrifft, so unterscheidet Broca drei Zonen, die nordöstliche, wo die Gestalt sehr groß ist, eine zweite, die von der Normandie bis nach Burgund sich ausdehnt, wo die Leibeslänge etwas geringer ist als in der ersten, und eine dritte Zone, die von den Departements des Südens, des zentralen Frankreich, des Westens und Nordwestens gebildet wird. Wenn man vom Departement Ain eine Linie zieht, die nach Nordwesten bis an die Grenze der Departements Manche und Ille-et-Vilaine aufsteigt, so läßt diese Linie eine deutliche Scheidung zwischen der groß- und kleingewachsenen Bevölkerung Frankreichs erkennen [1].

Eine gewisse Parallelität mit der Verteilung der Körpergrößen bildet diejenige der *Farbenmerkmale*, der hellen und dunklen Haare und Augen. Wie Topinards Karten deutlich zeigen, ist der Nordosten, überhaupt das ganze Gebiet, das östlich der Brocaschen Linie liegt, viel reicher an hellen Elementen als der Südwesten.

Der mittlere *Kopfindex* der französischen Bevölkerung beträgt etwa 83,7. Danach wäre Frankreich von einer brachycephalen Bevölkerung bewohnt. Aber der Durchschnittsindex gibt keine Auskunft über die genaue Verteilung der absoluten Kopfmaße, denn nur aus diesen kann auf die wirkliche Gestalt der Schädel geschlossen werden. Unter einer hochgradig brachycephalen Bevölkerung kann ein mehr oder minder großer Prozentsatz von schmalen Langköpfen sein, wodurch der Gesamtindex nur um zwei oder drei Einheiten herabgedrückt und so ein niederer Grad der Brachycephalie vorgetäuscht wird. Die ins einzelne gehende Sonderung der Kopfmaße läßt aber erkennen, daß wir in Frankreich zwar vorwiegend brachycephale, aber auch dolichocephale und dazwischen stehende mesocephale Elemente haben.

[1] P. Broca, Sur la prétendue dégénérescence de la population française. Bulletin de l'Académie impériale de médecine, 1867, S. 585.

Lapouge faßt die Verteilung der Kopfindices in folgender Weise übersichtlich zusammen: „Die Bezirke im Osten und Südosten sind stark rundköpfig, mit einem Index von 86—88 in den Vogesen, im Jura, in Savoyen. Die innere Hochebene ist nicht minder brachycephal, besonders in Lozère und den benachbarten Departements, bis zum Südabhang der Cevennen, wo der Index gleichfalls zwischen 86 und 88 liegt. Man kann sagen, daß das längliche Dreieck zwischen Meurthe und Mosel im Norden, Hoch-Savoyen und Gers im Süden und Südwesten durchweg ausgesprochen rundköpfig ist; der Index sinkt in diesen Gebieten selten unter 84, mit Ausnahme einer Brücke zwischen dem Becken der Rhone und dem des Allier. Ein anderer Herd der Rundköpfigkeit liegt in der Bretagne, der Vendée, der oberen Normandie, doch steigt der Index kaum über 84 und fällt sogar an der Küste (in Finisterre und Morbihan) bis auf 82. Die südlichen Departements bilden ein Gebiet niedriger Indices, wo die Brachycephalie von Ost nach West abnimmt. Am Fuße der Alpen finden wir 83, an dem der Ostpyrenäen kaum 79. Ein anderes solches Gebiet liegt zwischen dem Herde der Rundköpfe im Innern, der Bretagne und dem Golf von Gascogne. Ein dritter Herd niedriger Indices umfaßt die Täler der Seine, Somme und Schelde, d. h. die große Ebene von Nordfrankreich und ihre nächste Nachbarschaft gegen Süden und Osten. In diesem Gebiet ist der Index seit dem Mittelalter nur um eine oder zwei Einheiten gestiegen, auf der Hochebene des inneren Landes dagegen um zehn; das bedeutet einen Rassenunterschied, der vor einigen Jahrhunderten noch nicht bestand“ [1].

Während die Verteilung der Körperlängen und der Farbenmerkmale in einem korrelativen Zusammenhang stehen, ist ein solcher zwischen diesen Merkmalen und der Kopfform nur teilweise festzustellen. Die Ursache liegt darin, daß wir es in diesen

[1] Politisch-anthropologische Revue, Jahrg. IV, S. 34.

statistischen Übersichten mit drei Rassen zu tun haben, deren Merkmale sich zum Teil aufheben, mit einer großgewachsenen blonden und langköpfigen Rasse und zwei kleingewachsenen dunkelhaarigen Typen, von denen der eine brachycephal, der andere dolichocephal ist. Der letztere (homo mediterraneus) sitzt vornehmlich im Südwesten, erstreckt sich aber teilweise auch nach Norden und Osten und ist in ganz Frankreich vereinzelt anzutreffen. Der homo alpinus sitzt im Zentrum und in der Alpenkette, erstreckt sich aber von hier durch den ganzen Nordosten, wo er mit dem homo europaeus die verschiedenartigsten Kreuzungen eingeht und, wie schon erwähnt, die falschen Kurzköpfe und die breiten Langköpfe hervorruft. Viel deutlicher würden diese Zusammenhänge hervortreten, wenn nicht nur Durchschnittsmaße, die leicht irreführen, sondern auch die Zahl der reinen und gemischten Typen, sowie die absoluten Kopfmaße miteinander verglichen werden könnten.

Die regionäre Verteilung der Rassenmerkmale in Frankreich ist nicht zu allen Zeiten dieselbe gewesen; denn in geschichtlichen wie vorgeschichtlichen Perioden waren wohl dieselben Rassen vorhanden, aber ihr zahlenmäßiges und regionäres Verhalten war ein anderes. Es liegt außer dem Bereich dieser Arbeit, die anthropologische Urgeschichte Frankreichs einer näheren Darstellung zu unterziehen. Nur sei bemerkt, daß in älteren Perioden außer den genannten drei Hauptrassen noch der tiefstehende Neandertalmensch beinahe über ganz Frankreich verbreitet war, ferner eine negerartige Rasse, die Rasse von Mentone. Beide Typen sind ausgestorben. Von manchen Anthropologen werden, zum Teil auf Grund von nur spärlichen Funden, noch andere Varietäten angenommen, aber sie scheinen entweder Kreuzungsprodukte oder pathologische Bildungen zu sein.

Die großgewachsenen Dolichocephalen, die schon in der Urzeit auftraten, wurden in historischer Zeit durch zwei neue Wellen

dieser Rasse vermehrt, durch die Gallier und die Germanen, doch hat Lapouge nachgewiesen, daß schon vor den Galliern eine arische Rasse vorübergehend in Gallien gesessen hat, die er nach den Sprachresten den Umbrern zuschreibt. Überhaupt scheint Gallien das Durchgangsland für die von Norden nach der apenninischen Halbinsel vordringenden Italiker gewesen zu sein.

Die Kolonisationen der Phönizier und Griechen, die Eroberung durch die Römer, die Einfälle der Araber usw. haben auch nur die gleichen Rassenelemente ins Land gebracht, die schon vorhanden waren. Es ist daher gänzlich unbegründet, von einem „Rassenchaos" in Frankreich zu reden und dies zum Vorwand zu benutzen, um die Bedeutung der Rasse für die Kultur zu diskreditieren.

Während die Herkunft der Dolichocephalen ziemlich geklärt ist, bietet diejenige der Brachycephalen ein sehr schwieriges und verwickeltes Problem. Die Urbevölkerung Europas ist dolichocephal, sowohl der Neandertalmensch als der homo mediterraneus und europaeus. In der neolithischen Periode tritt der brachycephale Mensch auf, zuerst vereinzelt und wenig zahlreich, dann aber an Menge immer mehr zunehmend. Eine Eigentümlichkeit seiner räumlichen Verbreitung ist, daß er im Osten Europas stärker vertreten ist, nach Westen hin sich wie ein Keil bis Frankreich vorschiebt und die Inseln und Halbinseln von ihm fast frei bleiben. Diese räumliche und zeitliche Ausbreitung macht es fast zur Gewißheit, daß diese Rasse nicht in geschlossenen selbständigen Wanderungen nach dem Westen gekommen ist, sondern im Gefolge anderer Stämme immer wieder eingeschleppt wurde, wenn auch vereinzelt geschlossene Züge vorgekommen sein mögen, wie die Lappen in prähistorischer Zeit und später die Hunnen und Magyaren und im Osten von Rußland sitzende Stämme beweisen. Aber der größere Teil ist einzeln oder in Gruppen nach und nach im Gefolge indogermanischer Stämme, von Galliern, Germanen und Slaven mitgebracht worden, die

sich Jahrhunderte lang in Osteuropa und an der asiatischen Grenze aufgehalten haben, bevor sie nach Westen zogen. Obgleich diese brachycephale Rasse zur Zeit der Römer in Gallien sicher vorhanden war, so wird sie von den antiken Schriftstellern doch nicht erwähnt. Diese Elemente gehörten zum Sklavenstand und zogen daher nicht die besondere Aufmerksamkeit der Römer auf sich. Das gegenwärtige Vorherrschen dieser Rasse ist auf eine fortschreitende starke Vermehrung im Lande selbst zurückzuführen, was diejenigen nicht wundern kann, denen aus Darwins Forschungen bekannt ist, wie leicht und schnell eine Tierrasse die andere verdrängen kann. Doch handelt es sich hier weniger um ein aktives Verdrängen als um ein mechanisches Ausfüllen der Lücken, die in den Schichten der Gallier und Germanen unabwendbar eintraten.

4. RASSE UND CHARAKTER DER GALLIER

In Deutschland sowohl wie in Frankreich war man früher gewöhnt, den homo alpinus als „keltischen Typus", ebenso wie im Osten und in Österreich als „slavischen Typus" zu bezeichnen. In Wirklichkeit stellte es sich aber heraus, daß die echten geschichtlich auftretenden Gallier oder Kelten und ebenso die Slaven ursprünglich die Gestalt und die Farben des nordischen Menschen gehabt haben, und daß jene brachycephalen Elemente, die sich den Galliern und Slaven beimischten, im Laufe der Jahrhunderte das Übergewicht erhielten, so daß im zentralen Frankreich, dem hauptsächlichen Sitz der Kelten, heute der alpine Typus zur vollständigen Herrschaft gelangt ist. Durch einen Rassenwechsel ohnegleichen waren die echten Gallier verschwunden, und nur ihr Name hatte sich auf die nachrückende anders geartete Unterschicht übertragen. So erschienen dann später dem Volksbewußtsein die Kelten und in ähnlicher Weise

die Slaven als ein von dem germanischen stark abweichender Typus.

Wie alle Arier, so stammen auch die Gallier aus Nordeuropa, von wo sie nach Osten bis nach Kleinasien, nach Süden bis nach Italien, nach Westen bis Frankreich, Spanien und England sich ausbreiteten. Im siebenten Jahrhundert v. Chr. drangen sie von Nordosten in das nach ihnen benannte Land ein, das sie vornehmlich in den mittleren Teilen besetzten, während sie im Süden weniger zahlreich waren und im Nordosten schon früh Germanen nachdrängten, die gallische Sprache annahmen. Darauf beruht die Dreiteilung des Landes zur Zeit Caesars, der Aquitanien, das eigentliche Gallien und das belgische Gallien unterscheidet. Im Osten reichte die Grenze bis an den Rhein, an dessen östlichem Ufer die Wohnsitze der Germanen sich ausdehnten.

Bei den griechischen und römischen Schriftstellern erscheinen die Gallier auch unter dem Namen der Kelten und Galater. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß darunter bald einzelne Abteilungen, bald der ganze Völkerstamm verstanden wurde, und daß diese Namen nur verschiedene Aussprachen eines und desselben Wortes sind. Die antiken Schriftsteller entwerfen ein übereinstimmendes Bild von der äußeren Erscheinung der gallischen Rasse. Strabon, Timagenes, Diodor, Dion, Titus Livius, Vergil usw. berichten, *daß die Gallier großgewachsen waren, blondes oder rötliches Haar, blaue Augen und weiße Haut hatten.* Diese Beschreibungen stammen aus verschiedenen Zeiten und beziehen sich auf die Gallier in Frankreich, in Italien, in den Alpen, die Briten und Kaledonier oder auf die Galater in Kleinasien [1].

In den ältesten Zeiten wurden die Gallier und Germanen nicht unterschieden, da außer der körperlichen Erscheinung auch

[1] Ich führe die zahlreichen Zeugnisse nicht einzeln an. Man findet sie zusammengestellt bei Zeuss, Virchow, Penka, Wilser und neuerdings in besonders übersichtlicher Weise in Lapouges L'Aryen, S. 311.

Sprache und Sitten sehr ähnlich waren. Von den Cimbern und Teutonen weiß man nicht, ob man sie als letzte Gallier oder als erste Germanen bezeichnen soll, die in den Gesichtskreis der Römer traten. Den belgischen Galliern schreibt Caesar germanische Abkunft zu, und an der Rheingrenze wohnende gallische Stämme rühmten sich ebenfalls germanischen Ursprungs.

Bekannt ist die Schilderung, die Ammianus Marcellinus von den Galliern entwirft. „Die Gallier", schreibt er, „sind fast alle hochgewachsen und von weißer Haut, rothaarig und schrecklich durch ihren wilden Blick, streitsüchtig und von hochmütigem Stolze. Denn falls einer, unterstützt durch seine Frau, die blauäugig und stark ist, eine Balgerei anfängt, so kann ein ganzer Haufe von Ausländern nicht dagegen standhalten, namentlich wenn das Weib knirschend mit aufgeworfenem Nacken ihre schneeigen Arme wiegt und, mit Fußtritten untermischt, weitausholende Fausthiebe verteilt, so gewaltig, als wenn es Katapultenschüsse wären. Sind mehrere zusammen, so tönen ihre Stimmen furchtbar und drohend, ob sie böse oder bei guter Laune sind; doch alle sind mit gleicher Sorgfalt geputzt und gewaschen, und man wird in jenen Gegenden, vor allem bei den Aquitanern, keine Frau, mag sie auch noch so arm sein, wie anderwärts in Lumpen sehen. Für den Kriegsdienst ist jedes Alter höchst geeignet, und mit gleich kräftigem Körper wird der Greis zum Heere geführt und der Jüngling; jeder ist bereit, mit den durch Kälte und stete Mühe gestählten Gliedern alle Gefahren zu verachten. Auch hat nie jemand bei ihnen, wie in Italien, um der Aushebung zu entgehen, sich den Daumen abgehauen. Nach Wein ist das Volk begierig, liebt auch mannigfache, dem Wein nachgebildete Getränke, und einige unter den kleinen Leuten taumeln in ewiger Trunkenheit umher."

Man hat in diesen Sätzen eine reale Schilderung der gallischen Zeitgenossen des Ammianus sehen wollen. Andere, wie O. Seeck, glauben in ihr die deutlichen Anzeichen der starken Germanisie-

rung Galliens im vierten Jahrhundert zu erkennen. „Gallien und die Donauprovinzen", schreibt er, „hatten die meisten Ansiedler aufgenommen; wer im vierten Jahrhundert dort reiste, konnte daher beim Anblick der Bevölkerung fast meinen, daß er sich mitten im inneren Germanien befände. — Wer erkennt in allen diesen Zügen nicht die Germanen mit ihrem blonden Haar und ihrer hohen Statur, ihrer Kraft und ihrem Selbstgefühl, ihrer Kriegstüchtigkeit und ihrem innigen Familienleben, das die Frau selbst bei den Prügeleien zu treuen und ebenbürtigen Genossen des Mannes macht, aber auch mit ihrer unbändigen Rauflust und ihrem tollen Biertrinken."

Aber weder die eine noch die andere Auffassung ist richtig. Am Ende des vierten Jahrhunderts konnten die Gallier dieser Schilderung unmöglich noch zum Vorbild dienen. Aber auch keltisierte Germanen sind ausgeschlossen, zumal Ammian auf Aquitanien verweist, wo damals unmöglich so viele germanische Ansiedler sein konnten, die mehr im Nordosten gegen die Rheingrenze hin wohnten. Ammian schildert keineswegs die Gallier seiner Zeit. Es ist bekannt, daß er sein Geschichtswerk später mit allerlei Zitaten ausgeschmückt hat, und dazu gehört auch diese Stelle, die er einem griechischen Schriftsteller Timagenes aus dem ersten Jahrhundert v. Chr. entlehnt hat, wie von Lapouge gezeigt worden ist.

Doch ist es sehr zweifelhaft, ob auch Timagenes die Gallier seiner Epoche schildert und nicht vielmehr ihr traditionelles Bild aus älterer Zeit wiederholt. Das ist auch bei anderen Schriftstellern und Dichtern, wie bei Strabo und Vergil, der Fall. Heute begegnet uns häufig eine ähnliche Verwechselung der gegenwärtigen Deutschen mit den alten Germanen, während die ersteren doch in ihrem Typus von den letzteren schon stark abweichen.

Über den psychischen Charakter der Gallier sind wir durch die antiken Schriftsteller gut unterrichtet. Kriegerisch, tapfer, aber

ohne Ausdauer, stolz und lebhaften Geistes, beredt, schmuckliebend, neuerungssüchtig und wankelmütig, das sind die Eigenschaften, die ihnen immer wieder beigelegt werden. „Die ganze Nation,“ schreibt Strabo, „welche man die gallische oder die galatische nennt, ist voller Kriegslust, mutig, rasch zum Kampf, im übrigen aber nicht ohne Falsch und nicht bösartig. Daher laufen sie, im Zorn gereizt, in Masse zum Kampf zusammen, offen, ohne Vorsicht, so daß sie leicht durch überlegene Kriegskunst zu besiegen sind. Denn wer sie reizt, kann sie, wann und wo und mit welchen Mitteln er will, dahin bringen, sie zu schlagen, wobei ihnen nichts zustatten kommt als Kraft und Kühnheit. Leicht lassen sie sich durch Überredung für das Zweckmäßige gewinnen, so daß sie Bildung und Wissenschaften sich aneignen. Ihre Macht im Kriege beruht auf ihren riesigen Leibern und auf ihrer großen Volkszahl. Gerade vermöge jener Naivität und Offenheit scharen sie sich leicht zu großen Haufen zusammen, denn die Nächsten nehmen stets an dem Gefühl der Kränkung und Rache teil, wenn sich einer von ihnen beleidigt glaubt. Jetzt aber leben sie freilich alle in Frieden, geknechtet und nach den Vorschriften der Römer — obige Schilderung entnehmen wir ihren früheren Zuständen und den ähnlichen heute noch bei den benachbarten und verwandten Germanen fortbestehenden.“

Der römischen Eroberung Galliens durch Caesar folgte schnell eine tief eindringende Romanisierung in Sitten und Sprache, was bei der nahen Verwandtschaft beider Völker leicht erklärlich ist. Die Gallier fühlten sich bald als „Römer“, denn unter Claudius wurde den Vornehmen, unter Galba und Otho allen Galliern das römische Bürgerrecht gegeben. In den letzten Jahrhunderten war Gallien die wichtigste militärische Stütze des Reichs, und hier erhielt sich der letzte Rest römischer Herrschaft bis ins fünfte Jahrhundert. Römische Kunst und Literatur fand weite Verbreitung, und noch im vierten Jahrhundert waren es

gallische Redner, welche die Reinheit des Ciceronischen Stils zu bewahren suchten, und in Gallien finden wir die letzten bedeutenden römischen Schriftsteller. Aber auch hier machte sich seit dem dritten Jahrhundert ein auffallender Niedergang bemerkbar, der noch unter den Merowingern fortdauerte und von Fredegar beklagt wird, und den auch die barbarischen Germanen in den ersten Zeiten nicht aufhalten konnten. Dazu bedurfte es der langwierigen Ausbildung einer neuen Nation und Sprache, die erst um das Jahr 1000 in die Erscheinung trat.

Wie man für Italien zeigen kann, daß in den letzten Jahrhunderten des Reichs die blonden und großgewachsenen Geschlechter arischer Rasse ausgestorben waren, so ist ein gleiches anthropologisches Verhalten auch für Gallien nachzuweisen. Schon den Griechen und Römern erschienen die Gallier im Vergleich mit den Germanen als weniger rassereine Vertreter des blonden Typus. Wie Caesar berichtet, waren nach den Äußerungen der Gallier die Germanen Menschen von ungeheurer Körpergröße; die Gallier selbst müssen, danach zu urteilen, in jener Zeit kleiner gewesen sein. Das stimmt auch mit den Skelettfunden überein, denn nach Lapouge zeigen diese keineswegs überall großgewachsene Menschen. Verschiedene Reihen von Skelettfunden an der Marne lassen eine Größe von ungefähr 1,66 cm erkennen, „und wenn man Individuen von sehr großer Gestalt gefunden hat, so sind sie als individuelle Ausnahmen zu betrachten“ [1]. Als die Gesandten der Äduer dem Caesar meldeten, daß ganz Gallien in Gefahr sei, eine Beute der Germanen zu werden, fügten sie hinzu, daß diese die Gallier an Roheit, Tapferkeit und Übung in beständigem Kriege überträfen, und daß sie auch an *Gestalt*, Sprache und Sitte von den Galliern sehr verschieden seien. In gleicher Weise schreibt Strabo, daß die Germanen vor den Galliern „durch größere Wildheit, *größeren Wuchs* und *größere Blondheit* sich auszeich-

[1] G. de Lapouge, L'Aryen, S. 306.

neten, während sie sonst an Gestalt, Sitte, Lebensart den Kelten ähnlich seien" (VII, 1). Merkwürdig ist auch die Bemerkung des Aristoteles, daß die Kinder der Gallier mit „weißen Haaren" geboren würden. Dies fiel offenbar auf, bemerkt Kraitschek dazu, insofern schon zu seinen Zeiten die hellen gelben Haare der Kinder bei den Erwachsenen nachdunkelten.

Nach Lapouge war in der gallo-römischen Zeit die durchschnittliche Körpergröße — auf Grund von Skelettfunden — noch unter 166 cm herabgesunken, und mit der Abnahme der Körpergröße war auch das blonde Haar mehr und mehr geschwunden. Wir haben darüber eine merkwürdige Nachricht von Sueton in der Lebensbeschreibung des Cajus Caligula, wo es heißt: „Danach wandte er seine Sorge auf den Triumph. Außer den gefangenen oder übergelaufenen Barbaren suchte er aus Gallien die größten Leute, über die — wie er sagte — es sich verlohnte, zu triumphieren, und einige von den Fürsten als Schaustücke für den Triumphzug aus und zwang sie, nicht allein ihr Haar lang wachsen zu lassen und es rötlich zu färben, sondern auch die deutsche Sprache zu lernen und barbarische Namen zu führen." Daß Cajus die „größten" in Gallien zusammensuchen mußte, die es mit den Germanen an Leibeslänge aufnehmen konnten, bestätigt die anthropologisch festgestellte überwiegend kleine Körpergröße der damaligen Gallier, und daß diese größten, die nach den Regeln korrelativer Körpermerkmale noch am ehesten hellfarbig sein sollten, ihre dunklen Haare blond färben mußten, und daß dies sogar den „Fürsten" befohlen wurde, läßt deutlich erkennen, daß zu jener Zeit selbst die gallische Herrenrasse stark gelichtet war.

Dies ist nicht zu verwundern, denn bei Plutarch liest man, daß Caesar während acht Kriegsjahren über 800 Städte bezwungen, 300 Stämme unterjocht und 3 Millionen Krieger besiegt habe, von denen 1 Million auf dem Schlachtfelde umkamen und 1 Million zu Sklaven gemacht wurden. Wenn diese Zahlen

auch übertrieben sind, so kann man doch mit H. Martin im Prinzip annehmen, daß ein Drittel der waffenfähigen Bevölkerung umgekommen und ein zweites Drittel weggeführt worden war.

Was die Schädelformen dieser Epoche anbetrifft, so lag der Index zwischen 75 und 78. Die damaligen Menschen müssen also vornehmlich aus der mediterranen Rasse und ihren nordischen Mischlingen bestanden haben. Obgleich Rundköpfe vorhanden waren, so spielten sie doch keine größere Rolle. Erst in den folgenden Jahrhunderten bis zur Gegenwart treten sie immer mehr in den Vordergrund und beginnen sie, der französischen Nation vorwiegend ihren anthropologischen Charakter zu verleihen.

Zweiter Abschnitt

DIE GERMANEN IN DER FRANZÖSISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR DES MITTELALTERS

1. DIE NIEDERLASSUNG DER GERMANEN IN GALLIEN

Der Rheinstrom bildete die Grenze zwischen Gallien und Germanien. Doch waren die nördlichen Gallier in der Mehrzahl ihrer Abstammung nach Germanen, die vor alters über den Rhein gezogen waren und gallische Sprache und Sitte angenommen hatten. Auch Caesar erwähnt germanische Stämme, die erst vor kurzem nach Gallien übergesiedelt waren. So wurden im Jahre 58 v. Chr. von den Arvernern und Sequanern Germanen herbeigerufen, über die Caesar bemerkt: „Von ihnen haben zuerst etwa 15000 den Rhein überschritten; nachdem die wilden barbarischen Menschen die Äcker, die Lebensweise und den Überfluß der Gallier lieb gewannen, seien mehr herübergeführt worden; jetzt seien ihrer in Gallien bis zu 120000“ (Bellum gallicum I, 31). Ferner werden die Eburonen erwähnt, die, obgleich germanischer Abstammung, in Gallien bereits heimisch geworden waren und die auf Seiten der Gallier gegen die Römer kämpften. Schon vorher hatten die Helvetier die Bojer, die in das norische Land gezogen waren, als Freunde und Bundesgenossen bei sich aufgenommen.

Von Beginn des Krieges an hatte Caesar selbst 400 germanische Reiter um sich. Als er später neuer Hilfe bedürftig und alle Wege in die Provinz wie nach Italien abgeschnitten waren,

„schickte er über den Rhein, zu den Gemeinden, wo er in den vorhergehenden Jahren die Ruhe hergestellt hatte, und ließ von ihnen Reiter kommen und leicht bewaffnete Mannschaft zu Fuß, die gewohnt war, mitten zwischen den Reitern zu kämpfen. Als die Reiter eintrafen und nicht sonderlich gut beritten waren, nahm er den Kriegstribunen und den anderen niederen Offizieren, ja selbst römischen Rittern und den alten ausgedienten Soldaten, die der Ehre halber den Zug begleiteten, die Pferde und verteilte sie unter die Germanen". Schon im Anfang entschieden jene 400 Reiter die Schlacht bei Noviodunum, und die Hauptschlacht gegen Vercingetorix wurde ebenfalls von Germanen gewonnen. Germanen drängten bei den Kämpfen von Alesia die Gallier zurück und wehrten auch einen aus der Stadt unternommenen Ausfall ab. In so früher Zeit schon begann die Germanisierung des römischen Heeres, die unter den späteren Kaisern so umfangreich wurde, daß sowohl Anführer wie oft die ganze Mannschaft aus Germanen bestanden.

Den ersten Eroberungszug über den Rhein mit dem Zwecke der Niederlassung machte Ariovist, der „eine Masse von Germanen nach Gallien übersiedelte". Er ließ sich im Gebiet der Äduer nieder, nahm den dritten Teil des Ackers der Sequaner und ließ sie von dem zweiten Drittel abziehen, da noch 24 000 Haruder zu ihm gekommen waren. Ariovist wurde besiegt und entkam zum Teil mit der Reiterei. Von der Mannschaft zu Fuß wurden die meisten bei ihren Wagen mit Weibern und Kindern getötet.

Aus diesen Nachrichten geht hervor, daß die Germanen von Beginn ihrer Kriegszüge an die Absicht hatten, sich in Gallien häuslich niederzulassen. Ohne die Niederlage des Ariovist wäre damals schon Gallien germanisch und nicht römisch geworden. Man sieht aber auch aus diesen Beispielen, wie leicht die Germanen sich anpaßten und gallische Sprache und Sitte annahmen.

Unter Augustus wurden die Ubier auf das linke Rheinufer

verpflanzt, unter Tiberius 40000 Sugambrer und Sueven. In den folgenden zwei Jahrhunderten wurden zahlreiche Barbaren als Hörige (Inquilinen oder Laeti) in Gallien angesiedelt, zum Teil in Militärkolonien, wo sie unter eigenen Anführern und nach eigenem Recht lebten. Aus diesen Läten ging der Kaiser Magnentius hervor, von dem Sosimus sagt: „Von Barbaren entstammt, hatte er unter den Läten in Gallien gelebt und sich die römische Wissenschaft angeeignet." Er zog seine germanischen Landsleute, Franken und Sachsen, in großen Haufen über den Rhein, die eifrig dem Stammgenossen auf dem Kaiserthron als „Verwandte und Blutsfreunde" zu Hilfe eilten [1].

Während des Markomannenkrieges suchten die Chauken und Chatten in Gallien einzudringen. Seit 242 machten sich besonders die Franken bemerkbar, die in Gallien einfielen, das Land verwüsteten oder in das römische Heer aufgenommen wurden. Posthumus (260) hatte viele Franken in seinem Heer. Wie zahlreich damals die Germanen in Gallien waren, zeigte sich unter Probus, der sie zu Tausenden wieder heraustrieb und sich rühmte, unter anderen 400000 Franken getötet und die übrigen über den Rhein zurückgetrieben zu haben. Unter Constantin erhielten die Franken bürgerliche Ämter, und zur Zeit des Julian finden wir Germanen fast in allen führenden Stellungen. Ammian berichtet z. B., daß Alemannen, wie Latinus der comes domesticorum, Agilo der tribunus stabuli und Scudilo der scutariorum rector, „als Hauptstützen des Staates im allgemeinen Ansehen standen". Zur selben Zeit (im Jahre 354) werden als Tribunen oder sonstige höhere Beamte erwähnt: Arintheus, Seniauchus, Bappo, Bainobaudes, Laipso, Nestica, Charietto, Hariobaudes, Dogalaif, Balcobaudes und andere. Wie sehr die Kerntruppen des Heeres germanisiert waren, geht daraus hervor, daß an Stelle der Legionen die Völkerschaften und an Stelle des Adlers die Fahne getreten war.

[1] F. Dahn, Urgeschichte der germanischen Völker, II, S. 268.

Ein zweites Mal wurde Gallien vor der germanischen Eroberung durch den Sieg Julians über die Alemannen bei Straßburg im Jahre 357 bewahrt. Aber die fortwährende Verpflanzung und friedliche Einwanderung von einzelnen oder Gruppen, die viel stärker als kriegerische Eroberung eine Bevölkerung in ihrer Rassenzusammensetzung umändern kann, hatte gegen das Jahr 400 „Gallien bereits in die Gewalt der Deutschen gegeben, indem Salier, Brukterer und andere deutsche Söldner den Kern des römischen Heeres in diesem Lande bildeten, und Franken hatten bereits römische Heere geführt, die Regierung geleitet und selbst über den Thron verfügt, als der Einbruch der Westgoten in Italien zum Teil die Abrufung der Legionen zur Verteidigung des Hauptlandes des Reiches notwendig machte und Gallien auf solche Weise wehrlos den Deutschen preisgegeben wurde"[1]. Seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts drangen auf dem Seewege Sachsen an der gallischen Nord- und Westküste in das Land ein. Die Hauptmasse dieser Sachsen hat um Bayeux gesessen, wo Gregor von Tours die Saxones Bajocassini erwähnt, die erst spät im Mittelalter ihre deutsche Sprache aufgegeben haben. Noch im fünften Jahrhundert vor der eigentlichen Eroberung durch Westgoten, Burgunder und Franken sehen wir im Jahre 406 zahlreiche germanische Scharen, besonders Vandalen, Sueven mit Alanen eindringen und 447 ein Alemannen- und Alanenheer im Dienst des Aëtius gegen die Bewohner der Armorica kämpfen.

Alle diese Einwanderungen veränderten die Zusammensetzung der Bevölkerung, aber die Einwanderer selbst paßten sich schnell und leicht an und wurden „Römer". Germanische Sprache, Recht und Sitte wurde erst durch die politischen Organisationen der späteren Eroberer aufrecht erhalten; und unter der Herrschaft der Franken ist Gallien vier Jahrhunderte lang tatsächlich ein deutsches Land gewesen.

[1] E. A. Schmidt, Geschichte Frankreichs, I, S. 22.

Die ersten Germanen, die in geschlossener Stammesorganisation in Gallien sich niederließen und einen neuen Staat gründeten, waren die *Westgoten.* Nachdem sie sich einige Zeit in Thrakien, Mösien und Italien aufgehalten hatten und ihr König Alarich in Unteritalien einen frühen Tod gefunden, wurden sie im Jahre 412 von Ataulf ins südliche Gallien geführt. Narbonne, Toulouse und Bordeaux mußten sich unterwerfen. 414 zog Ataulf nach Spanien, fand aber bald in Barcelona seinen Tod; Wallia führte die Goten nach Gallien zurück, wo ihnen von dem römischen Kaiser bleibende Wohnsitze in Aquitanien und einigen benachbarten Landstrichen, d. h. von Toulouse die Garonne entlang bis ans Meer angewiesen wurden [1]. Im Verlaufe des fünften Jahrhunderts erweiterte sich das westgotische Reich bis an die Loire und an die Rhône. 462 gewann Theoderich II. Narbonne und damit das ganze narbonnensische Gallien. Unter Eurich (466—483) erreichte das Reich die größte Ausdehnung; gegen Ende seiner Regierung wurde sogar die untere Rhône überschritten, die Städte Arles und Massilia hinzugefügt und die Grenzen bis zu den Ligurischen Alpen ausgedehnt.

Außer Goten scheinen in den neu eroberten Landstrichen auch andere Germanen angesiedelt worden zu sein, denn der pagus Pictavius, die Landschaft um Poitiers, führte den Namen Thaifalia. Auch scheint der Name des Städtchens Tiffauges an der Sèvre an diesen Stamm zu erinnern. Wie sehr das germanische Element sich auch in den Städten bemerkbar machte, schildert Sidonius Apollonius in seinen Briefen. In Bordeaux, heißt es hier, sieht man den blauäugigen Sachsen, den Sigambrer mit geschorenem Haupte, den meeräugigen Heruler und den sieben Fuß hohen Burgunder.

In welcher Weise die Goten unter den Römern sich niederließen,

[1] E. Th. Gaupp, Über die germanischen Ansiedelungen in den Provinzen des römischen Weltreichs, 1844. — Ich folge hier im wesentlichen diesem Buche, das immer noch die beste Darstellung des Gegenstandes enthält.

ist genau bekannt. Von dem Lande, d. h. den urbaren Äckern, erhielten sie zwei Drittel, das übrige Drittel verblieb den Römern. Von dem Walde scheint der Gote nur die Hälfte erhalten zu haben, der Gebrauch des nicht umhegten Weidelandes sollte beiden gemeinsam sein. Die Römer hatten Grundsteuer zu zahlen, während die Goten erst später dazu verpflichtet wurden. Unter ihrer Herrschaft trat ein Zustand der Ordnung und Sicherheit ein, und nach den Zeugnissen des Salvian muß das Land damals ein blühendes Leben gezeigt haben. Auch die sittliche Erneuerung der entarteten Volkskräfte wird von ihm bezeugt: „Inter pudicos barbaros impudici sumus. Plus adhuc dico. Offendantur barbari ipsi impuritatibus nostris."

Im Bereich der westgotischen Herrschaft haben im südöstlichen Gallien auch *Ostgoten* gewohnt. Denn solche hatten sich in den kottischen Alpen niedergelassen und unter Theoderich auch das Gebiet zwischen Rhône und Durance und dem Meer besetzt.

Die *Burgunder*, die früher am Rhein gewohnt hatten, erhielten 443 die Gegenden am westlichen Abhang der Alpen, die Sabaudia (Savoyen), zur Teilung mit den Eingeborenen angewiesen. Von hier aus breiteten sie sich in kurzer Zeit über das umliegende Rhôneland aus bis zum mittelländischen Meer, den Cevennen und gegen die Vogesen hin. Die Burgunder erhielten zwei Drittel der Ländereien, ein Drittel der Sklaven und die Hälfte von Haus und Hof, Obstgärten und Wäldern. Noch im sechsten Jahrhundert kamen Nachzügler aus den früheren Wohnsitzen am Rhein und Main, sie erhielten aber nur die Hälfte der Grundstücke der römischen Possessores, denen sie zugeteilt wurden.

Viel wichtiger als die seit dem dritten Jahrhundert erfolgenden Verpflanzungen einzelner fränkischer Haufen war das erobernde geschlossene Vordringen des gesamten *Frankenstammes* von Nordosten her, der eine Zeitlang in Belgien gesessen hatte und

von hier aus die Herrschaft bis zur Seine und Loire vorschob. Durch seinen Sieg über Syagrius machte Chlodwig 486 der römischen Herrschaft ein Ende und erhob Paris zur Hauptstadt seines Reichs.

In welcher Weise die Franken in den eroberten Gebieten sich mit den Römern in den Grundbesitz teilten, ist nicht genau bekannt. Daß sie Grundbesitzer wurden, ist außer Zweifel, da viele Stellen des salischen und ripuarischen Gesetzes sich auf Ackerbau und Viehzucht beziehen, der von ihnen betrieben wurde. Doch waren sie von der Grundsteuer lange Zeit hindurch befreit, im Gegensatz zu den Römern, deren senatorische Geschlechter zum Teil freien Grundbesitz behielten; denn das Gesetzbuch der salischen Franken nennt letztere Romani possessores im Gegensatz zu den Romani tributarii.

Die Franken breiteten sich von Norden her auch über die südlichen Gebiete aus. Darüber sind uns deutliche Zeugnisse von Procop und Agathias erhalten. Der erstere schreibt im Gotenkrieg (III, 33), um das Jahr 548, daß alle Teile von Gallien, die den Goten untertänig waren, an die Franken abgetreten wurden, und daß Justinian sie in ihrem Besitz bestätigen mußte. „Seitdem waren die Frankenkönige Herren von Massilia, wie der ganzen Meeresküste und der dortigen Gewässer. Und jetzt haben sie schon den Vorsitz bei den Zirkusspielen in Arelate und prägen aus gallischem Golde eine Münze, die nicht, wie es sich gehört, das Bildnis des Kaisers, sondern ihr eigenes zeigt." Und ebenso klagt Agathias (I, 2), daß die Franken die altjonische Pflanzstadt Massilia in Besitz nahmen, die ihren hellenischen Charakter ganz verloren habe.

Da sich die Franken von ihrem überrheinischen Stammlande nicht loslösten, fanden in der Folge immer noch Nachschübe von Germanen nach den neuen Sitzen in Gallien statt, worauf besonders A. von Peetz aufmerksam gemacht hat. Karl der Große verpflanzte ostelbische Sachsen „durch Gallien und an-

dere Teile seines Reichs", wobei zweimal Gallien als Ziel der Verpflanzung genannt wird. Eine ziemlich ausgedehnte sächsische Ansiedelung geschah in den Ardennen, wo man Ortsnamen findet, wie Ham, Gaut (Wald), Elan (Schlamm), Gaumont, Wittimont (Wittenberg), Warmifontaine (Warmbrunn), Stoumont (Stolberg), Gooselaer (Goslar). Selbst die deutschen Flußnamen Wanne, Nethe, Aller, Bise, Ruhr, Werra finden sich in den Ardennen oder in deren nächster Nähe wieder, und andere Ortsnamen erinnern an Harz, Harteberg, Osning, an Wodan, Hulda, Ostara, Bertha [1].

Die letzte germanische Einwanderung ging von den *Normannen* aus, die im neunten Jahrhundert die nördlichen und westlichen Küsten verheerten. Im Jahre 911 wurde das verödete Land an der Seine von Karl dem Einfältigen an einen ihrer Anführer Rollo überlassen, der es nach altgermanischer Sitte mit der Schnur (funiculo) unter seine Getreuen verteilte. In den ausgeteilten Landstrichen scheinen die Eingeborenen zu den neuen Grundherren der Regel nach in das Verhältnis von zins- und dienstpflichtigen Bauern getreten zu sein. Rollo wurde Vasall des Königs, die beiden fränkischen Fürsten der Bretagne, Alanus und Berengarius, wurden ihm in gleicher Stellung zugeteilt. Die Bretagne hatte sich schon unter Chlodwig den Franken unterworfen; auch war sie nicht von germanischen Ansiedelungen frei geblieben; darauf weisen zahlreiche germanische Ortsnamen hin, wie Bégard, Josselin, Questembert, Combourg, Auray, Dinard, Huelgoat, Baud, Broons.

2. DIE SOZIALE GESCHICHTE FRANKREICHS

Die Niederlassung der Germanen zeigt aufs deutlichste, daß ganz Gallien von ihnen in Besitz genommen wurde und sie in

[1] A. von Peetz, Erlebt und Erwandert, 1902, S. 15—16.

der Tat die Herren des Landes waren. Die Goten und Burgunder hatten zwei Drittel der Grundstücke der römischen Possessores erhalten, und die in diesen Provinzen entstehenden Staaten waren der Einrichtung und der Herrschaft nach germanische Bildungen. Im Norden, wo die Franken und Normannen als Eroberer auftraten, war ihr soziales und politisches Übergewicht von vornherein fest gegründet. Alles dies schließt nicht aus, daß einzelne oder Gruppen von römischen Vornehmen in Ansehen und Würden blieben, also auch zur herrschenden Klasse gehörten. Dafür gibt es einige Zeugnisse. Im allgemeinen wurden die Germanen von den Eingeborenen gern aufgenommen und geradezu als Befreier vom römischen Joch gefeiert. Gegen 475 erzählt z. B. Salvianus von Marseille, daß der Druck der römischen Beamten und Grundherren so groß geworden war, daß viele Römer in schon von Barbaren besetzte Gegenden flohen und die dort ansässigen römischen Bürger vor nichts mehr Angst hatten, als wieder unter römische Herrschaft zu kommen.

Wie im einzelnen die Verschmelzung der Römer und Germanen vonstatten ging, sowohl nach der anthropologischen wie psychologischen Seite, welche römische Institutionen und Ideen sich erhielten und welche germanische an ihre Stelle traten, wie die einzelnen germanischen Stämme untereinander sich verhielten und schließlich zusammen mit den Gallo-Römern im Laufe der Jahrhunderte eine neue Nation und Sprache schufen, das alles ist der Inhalt der Geschichte dieses Landes bis etwa zum Jahre 1000, wo eine neue Periode des politischen und geistigen Lebens begann.

Das westgotische Reich in Gallien wurde schon unter Chlodwig den Franken unterworfen, aber sein Name und sein Volkstum dauerte noch fort, denn Richer nennt Septimanien um das Jahr 1000 das „Land der Goten“ oder Gothia mit der Hauptstadt Toulouse, und den Titel eines Markgrafen von Gothia

führten die Grafen von Rouergue, die von Lothar, dem Sohne Ludwigs I., abstammten, bis zum Jahre 1065. Im Jahre 534 wurde auch Burgund mit dem Frankenreich vereinigt, behielt aber doch eine gewisse Selbständigkeit bei. Beim Zerfall des Frankenreichs im neunten Jahrhundert gründete Graf Boso von Vienne das cisjuranische Burgund, auch arelatisches Königreich genannt; im Jahre 889 Herzog Rudolf, Sohn eines Grafen Konrad, das hochburgundische Reich; um 900 stiftete Richard, Graf von Autun, das Herzogtum Burgund, dessen Name noch in der heutigen Bourgogne fortdauert.

Durch die Besiegung der Westgoten und Burgunder wurden die Franken, die von vornherein am zahlreichsten gewesen waren und aus Germanien immer neue Kräfte heranzogen, auch der politisch vorherrschende Stamm. Ihr Reich Francien, das heute in dem Namen der Isle-de-France fortlebt, mit der Hauptstadt Paris wurde der Mittelpunkt des ganzen Staates, der nach ihnen auch seinen Namen erhielt. Es ist daher von großem völkerpsychologischen Interesse, die Urteile einiger Schriftsteller aus der älteren Zeit über den Charakter der Franken kennen zu lernen. Im Panegyricus des Libanus heißt es über sie: „Tatlosigkeit verachten sie als das größte Übel, so daß sie selbst verstümmelt mit den heil gebliebenen Gliedern den Kampf noch fortsetzen. Nach dem Sieg verfolgen sie unaufhörlich, nach der Niederlage wenden sie sich, nach beendigter Flucht, sofort zu neuem Angriff. Rast gestatten sie ihrem Feinde nie; nur das Schwert in der Hand kann man, ihnen gegenüber, speisen, nur mit dem Helm auf dem Haupte schlafen. Wie bei stürmischer Brandung der ersten Woge, die sich am Damm gebrochen, sofort die zweite, der zweiten die dritte nachfolgt und der Anprall nicht rastet, bis der Sturm sich gelegt, so folgen sich Schlag auf Schlag, hat der Kriegsdurst ihre tolle Wut geweckt, die Angriffe der Franken.“ Und Agathias schreibt: „Die Franken sind nun nicht Nomaden, wie fast alle anderen Barbarenvölker, sondern

sie haben die römische Verwaltung angenommen, die römischen Gesetze, ebenso römisches Handels- und Eherecht, endlich die Religion. Denn sie sind alle Christen, und zwar durchaus rechtgläubige. Städteverwaltung, Priester, Feste haben sie gerade so wie wir, und für ein Barbarenvolk scheinen sie mir ungemein gesittet und gebildet. Das einzige, wodurch sie sich von uns unterscheiden, ist ihre barbarische Kleidung und ihre eigentümliche Sprache. Ich bewundere sie sowohl wegen ihrer übrigen Vorzüge als besonders wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe und Eintracht."

Freilich werden sie von anderen Schriftstellern als treulos geschildert, d. h. im Einhalten von Verträgen mit Römern oder anderen Stämmen, und in dem Königshause der Merowinger war Verwandtenmord und Ehebruch sehr häufig. Indes waren die entarteten Römer nicht besser als die in frischer Naturkraft ungezügelt und übermütig sich geberdenden Barbaren, die in ein ganz neues Milieu mit all seinen Verlockungen und Mißbräuchen versetzt worden waren. Es war eine Zeit des Übergangs, der Auflösung aller traditionellen Bande, wo Kraft und Verbrechen immer einander nahe sind. Doch gibt es in jener Zeit unter den fränkischen Königen und Fürstinnen, Hausmaiern, Bischöfen und Heiligen nicht wenige Beispiele von hervorragender Selbstbeherrschung, edler Hingebung und tugendhafter Enthaltsamkeit.

Wenn auch die Franken Herren des ganzen Reiches wurden, so blieb doch bis ins spätere Mittelalter ein Gegensatz zwischen dem mehr germanischen Norden und dem mehr römischen Süden bestehen. In Fredegars Chronik werden sogar die Franken von den „Römern" südlich der Loire unterschieden. Erst seit dem 13. Jahrhundert bahnt sich der Ausgleich an. „Die Verschmelzung von Süd- und Nordfrankreich", schreibt Gobineau, „wurde durch die Rassenmischung, die nach den Albigenser-Kriegen stattfand, besiegelt. In einem im Jahre 1212 abgehalte-

nen Parlament erwirkte Simon de Monfort die Bestimmung, daß die Witwen und Erbtöchter adliger Lehen in den besiegten Provinzen während der folgenden zehn Jahre nur Franzosen sollten ehelichen dürfen. Daher dann die Verpflanzung einer großen Anzahl Familien aus der Picardie, Champagne und Touraine nach Languedoc und das Erlöschen vieler alter gotischer Häuser."

Früher als die Verschmelzung von Nord und Süd setzte die endgültige Trennung von Deutschland ein. Nach der Teilung des Reiches 843 waren zwar alle Zusammenhänge zwischen Ost- und Westfranken noch keineswegs gänzlich zerrissen. Die Annalenschreiber jener Zeit, wie von Fulda und Troyes, richten ihre Aufmerksamkeit noch beiden Reichen zu. Namentlich blieb in der Kirche das Gefühl der Reichseinheit länger bestehen. Aber in den Jahrbüchern des Richer, die bis 998 reichen, ist die Trennung zwischen Franzosen und Deutschen vollzogen, indem Gallien und Francien, Gallier und Franken, in eins fließen. Richer gibt an, eine „Geschichte der Gallier" zu schreiben, er redet von gallischer Sprache, Kohorten, Legionen und Konsuln, das ganze Traditionsbewußtsein wird antikisiert. Die Einwanderung der Germanen, der Wechsel der Bevölkerung ist gänzlich vergessen. „Germanen" und „Gallier" werden einander gegenübergestellt, der Bischof Haimo von Verdun wird zu den germanischen, Gerbert von Reims zu den gallischen gerechnet. Doch läuft ihm zuweilen der alte Begriff Neustrien, im Gegensatz zu Austrasien, für das Gebiet zwischen Seine und Loire unter. Bekanntlich ist die sprachliche und politische Grenze zwischen Frankreich und Deutschland noch bis in die späteren Jahrhunderte schwankend geblieben, namentlich in bezug auf Lothringen, Burgund und die Provence, die lange Zeit zum deutschen Kaiserreich gehörten.

Was die innere Entwicklung des neuen Staates betrifft, so interessiert in erster Linie die Rechtsentwicklung, das Verhältnis der germanischen Stammesrechte zum römischen Recht und ihr

gegenseitiges Durchdringen und Verdrängen. Anfänglich hatten die Germanen und Römer getrenntes Recht, doch tritt auch hier ein Unterschied zwischen Norden und Süden auf. Die Eroberer im Norden zerstörten die römische Stadtverfassung, setzten in den Städten Grafen und Schöffen ein, und da hier der größte Teil der Bevölkerung hörig wurde, mußte im Norden das germanische Stammesrecht überwiegen, aus dem dann die mittelalterlichen Territorialrechte und Ortsgewohnheiten, die sogenannten coutumes hervorgingen. Im Süden dagegen, wo die Niederlassung mehr friedlich vonstatten ging, die romanische Bevölkerung überwog und frei blieb, war auch das römische Recht vorherrschend, wenn auch durch germanische Rechtselemente verändert. Doch hielt sich das burgundische Recht sehr lange, noch bis ins 11. Jahrhundert, obgleich schon unter Ludwig dem Frommen der Bischof Agobard vergeblich die Aufhebung verlangt hatte.

In einzelnen Städten des Südens und namentlich im Adel erhielt sich auch fränkischer und gotischer Rechtsgebrauch. So kommen im Jahre 918 zu Ausonne gotische, römische und salische Skabinen und Regimburgen vor, ebenso gotische, römische und salische Judices im Jahre 933 zu Narbonne. Noch im Jahre 968 wird in Arles in einem Placitum des Grafen Wilhelm von Provence, worin Vasallen als Urteiler auftreten, die römische und salische Abstammung bemerkt [1]. Die altfränkischen Rechtsgewohnheiten, die sich über fast ganz Frankreich verbreitet hatten, wurden unter Ludwig IX. (1226—70) durch königliche Appellhöfe verdrängt. Damals wurde auch der altgermanische Gebrauch des Gottesurteils abgeschafft und der Zeugenbeweis eingeführt.

In wie mannigfacher Weise germanische und römische Rechtselemente sich durchdrangen, zeigt der Umstand, daß römische

[1] F. C. von Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, Bd. I, S. 322.

Einrichtungen als solche bestehen blieben, aber andere Namen erhielten, weil germanische Menschen ihre Funktion ausübten, oder daß Römer Träger germanischer Einrichtungen wurden. Hierhin gehören wohl die zehn prud'hommes in Orléans und Chartres, die eine Erinnerung an die Decemprimi zu sein scheinen, die in der römischen Municipalverfassung eine wichtige Rolle spielten [1]; ferner die „römischen" Skabinen (Schöffen) in Arles und die mercatores oder nautae von Paris, deren Organisation auf römischen Ursprung zurückging, die aber im 12. Jahrhundert nach germanischer Art „Hansa" genannt wurde und welcher „Scabinen" vorstanden.

Die Ansicht zahlreicher französischer Historiker, daß der feudale Adel germanischer Abkunft war, wird durch eine nähere Untersuchung durchaus bestätigt. Ohne Zweifel hatten die Germanen von vornherein ein soziales Übergewicht, da sie den größeren Teil des Grundbesitzes besaßen, anfangs von der Grundsteuer befreit waren und das Recht auf ein höheres Wehrgeld hatten. Sie fühlten sich den Römern gegenüber als Herrscher und erlaubten sich mancherlei Übergriffe, was aus den Gesetzesstellen hervorgeht, in denen die Römer gegen die Germanen besonders geschützt werden. Sie waren der Kriegerstand, das Herrschergeschlecht gehörte ihrem Stamme an, und schon die Kraft ihrer jugendfrischen Rasse mußte ihnen in der herrschenden Schicht ein natürliches Übergewicht verschaffen.

Doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch Römer in den Antrustionenstand aufgenommen wurden. Im Gesetzbuch der salischen Franken werden Romani convivae regis genannt und in Fredegars Chronik im Jahre 604 und 606 zwei Hausmayer aus römischem Geschlecht, Protadius und Claudius, erwähnt; im Jahre 635 treffen wir unter zehn burgundischen Herzögen, von denen sieben geborene Franken, einer ein Burgunder,

[1] A. Thierry, Essai sur l'histoire de la fondation et des progrès du tiers état, 1853, S. 19.

4*

einer ein Sachse ist, auch einen Römer, der den germanischen Namen Ramlenus trägt. Aber in der Folge wurden die Römer, auch die Burgunder und Goten, aus den Herzogs- und Grafenstellen immer mehr durch die Franken verdrängt.

Die französischen Königsfamilien und diejenigen der großen Seigneurs können genealogisch auf einen germanischen Ursprung zurückgeführt werden, die *Merovinger,* die *Carolinger* und die *Capetinger* mit ihren Seitenzweigen der *Valois* und *Bourbons.* Die Merovinger waren aus dem Stamm der Sugambrer hervorgegangen, deren Sitze ursprünglich am rechten Rheinufer zwischen Sieg und Ruhr waren. Die Bezeichnung „Sicambrer“ blieb für sie lange ein Ehrenname. Die Capetinger stammten von einem Sachsen Witichin, dessen Sohn Robert der Tapfere von Karl dem Kahlen das Land zwischen Seine und Loire zum Lehen erhielt. Richer nennt in seiner Chronik diesen Witichin einen „germanischen Einwanderer“. Einer seiner Nachkommen, Hugo von Francien, mit dem Beinamen Capet, gelangte 987 auf den Thron, nachdem er nach altgermanischer Sitte auf den Schild erhoben worden war. Seine Nachkommen regierten bis zur französischen Revolution, und es ist bekannt, wie Marie Antoinette von den Revolutionären „Veuve Capet“ genannt wurde.

Die ältere Linie der Bourbonen, die in den Capetingern durch weibliche Nachkommenschaft fortlebte, stammte von Adhemar, Sire von Bourbon (Castrum Borbonnense), der um 910 lebte und seinen Ursprung auf Hildebrand, einen jüngeren Bruder Karl Martells, zurückführte. Bemerkenswert ist auch, daß im französischen Königshause die Thronfolge bis in die spätesten Zeiten nach salischem Gesetz gehalten wurde.

Die Grafen von Maine stammten von den Carolingern, ebenso die Grafen von Rouergue, und zwar von Lothar, dem Sohne Ludwigs I. Die Grafen von Touraine waren Nachkommen eines Normannenfürsten, und diejenigen von Toulouse fränkischen Ursprungs. Überhaupt finden wir seit Karl dem Großen in allen

führenden Stellungen fast nur Franken, da unter diesem Herrscher der fränkische Dienstadel sich über das ganze Land ausbreitete. Er befolgte darin das Beispiel Karl Martells, der nach einer Nachricht in der Fortsetzung von Fredegars Chronik an die Grenzen des burgundischen Reiches die „Erprobtesten und Tüchtigsten seiner Mannen" setzte. „In ganz Aquitanien," heißt es im Leben Ludwigs des Frommen, „setzte Kaiser Karl Grafen, Äbte und viele andere, welche man gewöhnlich Vasallen nennt, aus dem fränkischen Volke ein, deren Klugheit und Tapferkeit mit Schlauheit und Gewalt zu begegnen keinem geraten wäre, und übertrug ihnen die Sorge um das Reich, wie er es für nützlich hielt, die Bewachung der Grenzen und die Verwaltung der königlichen Dörfer. Und der Stadt Biturica (Bourges) setzte er zuerst Humbert, bald darauf Graf Sturbius vor, den Pictaven (Poitou) den Abbo, den Petragorikern (Perigord) den Widbod, den Arvernern (Auvergne) den Sterius, Vallgia (in den Cevennen) den Bullus, Toulouse den Chorso, den Burdegalen (Bordeaux) den Sigwin, den Albigensern den Haimon, den Lemovicern (Limoges) den Rodgar."

Über die Geschichte des feudalen Adels in den folgenden Jahrhunderten macht Gobineau folgende Bemerkung: „Die Rassenzersetzung des französischen Adels hatte mit dem Tage begonnen, wo die germanischen leudes sich mit dem Blute der gallorömischen leudes verbunden hatten; aber sie war schnell fortgeschritten, teilweise deshalb, weil die germanischen Krieger während der unaufhörlichen Kriege in großer Zahl dahingestorben waren und weil häufige Revolutionen Männer von geringer Herkunft an ihre Stelle gebracht hatten. Guérard stellt nach dem Zeugnis einer Chronik eines der Hauptstadien dieser Entartung folgendermaßen dar: Inmitten der Unruhen und Erschütterungen der Gesellschaft treten unter der Regierung Karls des Kahlen auf allen Seiten Emporkömmlinge auf. Kleine Vasallen werfen sich zu großen Lehensträgern und die öffentlichen Be-

amten des Königreichs zu fast unabhängigen Herren auf." Wir sehen hier aus dem Antrustionenstand und aus eigener Machtvollkommenheit zahlreiche feudale Organisationen hervorgehen, die ganz Frankreich in eine abgestufte Ordnung von Herzogtümern, Grafschaften, Baronien und Seigneurien einteilten. Daß die Vermischung mit den „Römern" die Kraft der Germanen schwächte, daß die Kriege durch eine negative Auslese gerade sie ausmerzte, ist ohne Bedenken als richtig anzuerkennen. Doch daß auch die „Emporkömmlinge" ihre Rasse verdorben hätten, ist nicht ohne weiteres zuzugeben. Gobineau ist die Bedeutung der sozialen Auslese unbekannt geblieben, kraft deren die durchschnittlich Tüchtigsten in höhere Stellungen emporsteigen. Im Sinne der natürlichen Auslese sind auch die altgermanischen leudes „Emporkömmlinge" gewesen. Erst der später auftretende Beamten- und Kaufadel, die noblesse de robe, hat die anthropologische Struktur verändert, obgleich auch in ihren Schichten der Gehalt an germanischer Rasse durchschnittlich viel größer blieb als in der Gesamtbevölkerung.

Daß der feudale Adel Frankreichs germanischen Ursprungs ist und bis ins 15. und 16. Jahrhundert reine Rasse besaß, läßt sich durch anthropologische Beweise unwiderleglich dartun. Das Schönheitsideal des Rittertums war der germanische Typus; das kann aber nur dann der Fall sein, wenn es der physischen Beschaffenheit des eigenen Standes entspricht. Und es gibt in Frankreich, mehr noch als in Italien, eine große Menge von gut erhaltenen Porträts aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, die zum Teil in den Museen des Louvre, in Versailles, Chantilly, in einzelnen Provinzialgalerien und zum Teil in Privatbesitz sich befinden.

Von den adligen Personen, die auf den Bildnissen im Louvre (Saal X—XII) dargestellt sind, führe ich als Beispiele aus dem 15. und 16. Jahrhundert an: Pierre, duc de Bourbon; Philippe le Bon, duc de Bourgogne; Guillaume, baron de Trainel; Roi

Renée und Jeanne de Laval; Diane de France; Duc de Guise; Jean Babou, seigneur de la Bourdaisière; Louis de Balzac; Paul de Stuer, seigneur de St. Magrin; Chrétien de Savigny; Madame de Ste. Boive; Abesse agenouillée; Henri de Bourbon, duc de Montpensier; Charles de Bossé, comte de Brissac; Louis de St. Gelais, seigneur de Lausac; Jean d'Albon, seigneur de St. André; Jean de Bourbon; Vendôme, comte d'Enghien; Louise de Rieux, marquise d'Elboeuf; Claude de Baune, duchesse de Rouennois; Nicolas de Neuville, seigneur de Villeroy; Silvie Pic de la Mirandole, comtesse de la Rochefoucauld.

Von älteren Bildnissen ist mir nur eins bekannt, das des Königs Johann (1350—1364) in der Galerie Mazarin der Nationalbibliothek in Paris. Das Porträt auf einer Holztafel zeigt den König mit langen blonden Locken.

Diese zahlreichen Porträts aus verschiedenen Jahrhunderten und aus verschiedenen Provinzen, die sicher ursprünglich in viel größerer Zahl vorhanden gewesen und deren gegenwärtiger Bestand zufällig erhalten ist, lassen auf das deutlichste die blonde Rasse erkennen. Kaum fünf bis zehn Prozent zeigen den brünetten oder einen gemischten Typus. Diese abweichenden Gestalten mögen zum Teil von gallorömischen senatorischen Geschlechtern abstammen, zum Teil späteren Mischungen zuzuschreiben sein, die trotz strenger Inzucht doch wohl nicht ganz vermieden werden konnten. Bemerkenswert ist, daß noch der spätere französische Hochadel einen geradezu überzüchteten germanischen Charakter zeigt. Davon zeugen die zahlreichen Porträts aus dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die sich im Museum zu Chantilly befinden. Unter ihnen habe ich auch nicht einen Vertreter des brünetten Typus gefunden.

Auch die ältesten Miniaturen in Schriftwerken sowie auf kleinen Tafelgemälden, ferner die berühmten Miniaturen des Foucquet, überhaupt alle Werke der primitiven Malerschule stellen

fast durchweg blonde Typen dar. Wir finden also in Frankreich dieselbe Richtung des Geschmacks wie in Italien, wo die ältesten Wandgemälde in St. Clemente, St. Agnese und St. Urbano in Rom, sowie in St. Angelo ad Formas bei Capua, die aus dem 11. bis 12. Jahrhundert stammen, und wo besonders Giotto und seine Schüler den germanischen Menschen zum Repräsentanten malerischer Schönheit machten. Die französischen Miniaturen stellen nicht nur Idealbilder dar, sondern auch realistische Szenen mit Mönchen, Kriegern, Seigneurs und bieten dadurch ein bedeutsames anthropologisches Interesse.

Eine ganze Reihe von Sitten und Gebräuchen weisen ebenfalls auf den germanischen Ursprung des Ritteradels hin. Nicht zu verwundern ist der fast durchgängige Gebrauch von germanischen Namen in den mittelalterlichen Grafen- und Baronenfamilien des 11. und 12. Jahrhunderts. Von den vielen Hunderten, die mir begegnet sind, zähle ich als Beispiele auf: Talairand, Wilhelm, Guido, Aimeric, Ademar, Archembald, Gaston, Gottfried, Hugo, Raoul, Heinrich, Richard, Rainier, Gilbert, Sancho, Rambaut, Raimund, Conrad, Folquet, Bernhard, Odilo, Robert, Beraut, Gaucelin, Uc, Arman, Roger, Amalrich, Balduin, Arnaut; von Frauennamen: Ermengarde, Tiburge, Mathilde, Adalasia, Bertha, Guillelma, Jausserande, Garcinde.

„Das Rittertum war in seiner Art und in seinen ganzen Sitten germanisch. Es erhielt sich die alte deutsche Sitte feierlicher Wehrhaftmachung des Jünglings; sie wurden mit dem Schwerte umgürtet und dadurch der Lebensweise des Krieges für fähig erklärt“ [1]. Die Tourniere sind aus den alten Waffenspielen hervorgegangen, und der ritterliche Zweikampf wird schon in den skandinavischen Liedern geschildert. Isidor schreibt von den spanischen Westgoten: „Sie lieben es sehr, sich im Speerwurf und Scheingefecht zu üben; kriegerische Spiele veranstalten sie täglich.“ Tracht und Ausrüstung des Ritters erinnern an Zu-

[1] E. A. Schmidt, Geschichte Frankreichs, I, S. 300.

stände der Völkerwanderung, wo der Reiterdienst für ehrenvoller galt, und man denkt bei den Schilderungen der mittelalterlichen Tourniere unwillkürlich an die glänzenden Reiteraufzüge, die uns von Cimbern und Burgundern berichtet sind.

In meinen Untersuchungen über Italien habe ich gezeigt, daß seit der Herrschaft der Langobarden die römische Kirche germanisiert wurde. Auch in Gallien bemächtigten sich die Germanen der höheren Kirchenämter, die eine große politische Bedeutung hatten. Dafür zeugen die französischen Bischofslisten, in denen seit dem 6. und 7. Jahrhundert fast nur germanische Namen vorkamen.

Bischöfe von *Paris:* Ragnemodus 595, Faramund 613, Leubert 616, Chlodebartus 655, Landericus 666, Robert 667, Sigoband 668, Agilbert 680, Sigofrid 695, Turnald 709, Adulphus 715, Bernecharius 720, Hugo 721, Merseidus 723, Ragnecardus 790, Deodefridus 821, Erkenradus 822, Ermanfredus 835, Erchimadus 853, Ingelminus 876, Gozlinus 877, Anchericus 887, Theodulphus 921, Fulrad 922, Ascellinus, Galter 729, Albericus 981, Leysiardus 987, Raynald 988, Albertus 1020, Franco 1029 usw.

Bischöfe von *Rouen:* Gilbardus 515, Hidulphus 594, Audoenus 657, Aubertus 677, Grippo 695, Rotolandus 719, Robertus 727, Grimo 744, Ragenfridus 748, Medardus 772, Gilbertus 780, Willebertus 800, Ragnoardus 829, Gumbaldus 838, Hugo 840, Wanilo 859, Adilardus 869, Riculphus 877, Wito 889, Franco 910, Guntharius 919 usw.

Bischöfe von *Troyes:* Ragnegisilus, Modegisilius 620, Lupus oder Leufus 649, Berthoaldus 680, Wanirus 690, Abbo 710, Wulfredus 720, Ragembertus 730, Aldebertus 750, Fredebertus 760, Gauserius oder Gautherius 770, Arduinus 780, Censardus 790, Robinus 810 usw.

Bischöfe von *Orléans:* Dago 500, Oldoricus, Ricomerus 575, Leodegisilus 621, Ando, Gaudo, Sigobert, Balaldus 690, Adama-

rius 695, Leodegarius 700, Leodebertus 708, Suanaricus 716, Bertinus 714, Adalinus 760 usw.

Bischöfe von *Bordeaux:* Bertrectamus 580, Gaudegisilus, Sicharius 816, Adalelmus, Frotarius 868, Aldebertus, Gaufridus 982, Gumbaldus, Siguimus 1010, Arnaldus, Iselo, Gaufridus 1027, Archembaldus .... usw.

Bischöfe von *Bourges:* Roricius 512, Vulfoledus 642, Ado, Adolenus 682, Rochus, Siginus, Berlanus 757, Landoarius 763, Herminardus 769, Ermembertus, Sigolenus 788, Ebruinus 810, Agiulfus, Rodulfus, Wolfradus, Protarius, Adacius, Madalbertus, Hugo, Dagbertus 987 usw.

Bischöfe von *Toulouse:* Rodanius 356, Gernerius, Magnulfus 585, Mennas 601, Sedocus 627, Willegisulus 630, Frombertus 696, Arruso 755, Mantio 820, Bernhard 886, Armann 920, Raymund 932, Islo 936, Hugo 941, Altus 952, Issolus 975, Arnold 1035, Roger 1060 usw.

Keineswegs soll nun behauptet werden, daß die Träger dieser Namen alle germanischer Abstammung gewesen sind. Aber für die ältere Zeit dürfte es in den meisten Fällen wahrscheinlich sein. Im 6. und 7. Jahrhundert finden wir häufiger Germanen mit römischen Namen als umgekehrt. Erst im 8. Jahrhundert beginnen die römischen Namen vor den germanischen zurückzutreten, die namentlich im 9. Jahrhundert anfangen Mode zu werden. Aber von einer ganzen Reihe von Bischöfen ist ihre germanische Abstammung berichtet. Außerdem beweist der Umstand, daß bis zur großen Revolution die Besetzung der höheren Kirchenämter ein Vorrecht des Adels war, der darin eine Versorgungsstelle für die jüngeren Mitglieder seiner Familien sah, in genügendem Maße, welche anthropologischen Elemente in diesen Stellungen vorherrschend gewesen sein müssen.

Während die französischen Historiker wohl geneigt sind, dem feudalen Adel einen germanischen Ursprung zuzuschreiben, soll

dagegen der dritte Stand, das Bürgertum, keltischen Ursprungs und die große Revolution der Ausdruck eines Rassengegensatzes sein. In soziologischer Hinsicht ist der Gegensatz von Germanen und Gallo-Römern kein absoluter gewesen. Die Verteilung der Germanen geschah über alle Stände; verhältnismäßig am stärksten waren sie im Adel vertreten, weniger im Bürgerstand, aber auch in der „roture“ fehlten sie keineswegs. Vor der Einwanderung der Goten, Burgunder und Franken waren zahlreiche Germanen als Kolonen angesiedelt worden; jene brachten aber auch Sklaven eigener Rasse mit, und dann ist es gewiß, daß nicht selten Gemeinfreie in den Stand der Hörigen herabgesunken sind. Zum Beweis dafür hat man das Polyptychon des Abtes Irmino von St. Germain des Prés angeführt, in dessen Listen — noch unter Karl dem Großen — 2788 Haushaltungen, fast ausnahmslos mit fränkischen Namen, genannt werden, darunter 2080 Kolonen, 35 Liten, 220 Sklaven und 8 freie Hintersassen. Aber diese fränkischen Namen bezeichnen keineswegs fränkische Abkunft oder gar freie fränkische Abkunft. Denn im 9. Jahrhundert waren die römischen Namen durch die germanischen zum größten Teil verdrängt worden, und die Franken brachten selbst zahlreiche Hörige mit, die augenscheinlich durch Nachzüge aus der Heimat noch vermehrt wurden [1].

Daß Germanen sich schon früh in den Städten niedergelassen haben, ist durch mehrere Zeugnisse erwiesen, so für Tours, Rouen, Paris, Bordeaux, Marseille, Arles, Lyon. Aus den Annalen des Flodoard geht übrigens hervor, daß zu seiner Zeit d. h. gegen 966 in den Städten die „cives“ eine ritterliche Mannschaft bildeten, die für ihre Lehen zur Verteidigung der Städte verpflichtet war und dort wohnte. Sie mag den Kern der späteren Bürgerschaft gebildet haben. Außerdem ist die Einwanderung vom Land in die Stadt und das Aufsteigen in die

[1] W. Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs, Bd. I, S. 228.

höhere Schicht ein Vorgang sozialer Auslese, der einen anthropologischen Charakter hat. Durch zahlreiche Untersuchungen ist es festgestellt, daß die städtische Einwanderung und Auslese die nordisch-germanischen Bestandteile einer Bevölkerung an sich zieht. Demselben Vorgang ist auch die Ansammlung germanischer Elemente in den mittelalterlichen Städten zuzuschreiben. Dafür sprechen zahlreiche Nachrichten. In den von Franken besetzten Gegenden heißen die Zunftorganisationen mit einem germanischen Namen „gheude", d. h. Gilde, und der Glockenturm, der die Genossen zusammenrief, „beffroi", d. h. Bergfried. Es ist übrigens durch Schäffner, Thierry und andere gezeigt worden, daß das französische Zunftwesen nicht auf ähnliche antike Einrichtungen zurückgeführt werden kann, sondern eine eigenartige Schöpfung der in den Städten wohnenden Germanen ist. Danach sind die „Communen" aus Schutzgilden entstanden, die im Kampf mit den Bischöfen und Grafen sich ausbildeten und an einigen Orten auch mit germanischer Bezeichnung „banneries" d. h. Bannerschaften genannt wurden.

Die französische Revolution einen Aufstand der Kelten gegen die Germanen zu nennen, ist daher schwerlich durch Tatsachen zu begründen, da mindestens die führende Schicht der Bürgerschaft germanisch war und die alten Kelten nur in geringer Menge reinrassig und zahlreicher nur in Mischblut fortdauerten. Die Aufklärer und Führer der Revolution gehörten zum Teil dem Adel an oder zeigen meist den germanischen Rassetypus. Auch ist es unbegründet, die Revolution als einen Kampf zwischen Dolichocephalen und Brachycephalen aufzufassen. Denn die Blüte des Bürgerstandes in Frankreich und die Erringung der politischen Freiheit ist vornehmlich germanischer Kraft zu danken. Denn die Lafayette, Sieyès, Robespierre, St. Just usw. waren alles andere als mongoloide Brachycephalen, und Le Bon fand unter 89 großen neuerungssüchtigen und revolutionären Männern nur 20 Brachycephalen, dagegen 69 Dolichocephalen.

Die Brachycephalen machen keine Revolutionen im Sinne des weltgeschichtlichen Fortschrittes. In der Revolution entfesselte sich die jahrhundertelang angesammelte und verhaltene Kraft des germanischen Bürgerstandes, der zur Herrschaft und Freiheit drängte. In der Folge freilich wurde diese nicht allzu starke Schicht durch die gallischen Mischlinge und durch die brachycephalen Menschen verdrängt, die mehr mechanisch nachrückend als durch einen offenen Kampf an ihre Stelle traten.

3. DIE GERMANISCHEN ELEMENTE IN DER FRANZÖSISCHEN SPRACHE

Die Verschmelzung der Germanen mit den Römern ging im Süden leichter und schneller vonstatten als im Norden; denn im Süden wohnten sie unter den Eingeborenen gleichmäßig verteilt, während sie im Norden in geschlossenen Haufen und als Eroberer sich niedergelassen hatten. Germanische Sprache und Sitte erhielten sich dort besser, und der Nordosten Frankreichs ist tatsächlich etwa 400 Jahre lang ein deutsches Land gewesen.

Im allgemeinen ist die deutsche Sprache im Laufe des 9. Jahrhunderts vor der neu entstehenden romanischen Sprache gewichen, doch gibt es einige Landstriche, wo das Deutsche sich noch länger erhalten hat. Karl der Große hing der deutschen Sprache noch fest an. Ein Siegeslied auf Ludwig III. (881) ist noch fränkisch abgefaßt, und Lupus von Ferrières reiste um 850 nach Deutschland, um der Sprache willen, deren Kenntnis, wie er sagt, unentbehrlich sei[1]. Der Herzog Wilhelm Langschwert (Guillaume Longue-Epée), der 943 ermordet wurde, sprach noch dänisch; aber als sein Sohn diese Sprache lernen

[1] F. Dietz, Grammatik der romanischen Sprachen, 1882, S. 53.

mußte (à daneschier), wurde er nach Bayeux geschickt, wo man noch zu einer Zeit norwegisch sprach, als in Rouen das Romanische schon allgemein verbreitet war. Während die Normannen schon den Kriegsruf „Dieu aide“ hatten, riefen die Einwohner von Bayeux noch „Thor aide“[1].

Die neu entstandene Sprache erhielt den Grundstoff ihres Wortschatzes aus dem Lateinischen, doch wurde sie mehr als die anderen romanischen Sprachen durch germanische Grammatik und Wortschatz umgeändert. Auf germanischen Sprachgeist ist wohl der Gebrauch des bestimmten und unbestimmten Artikels, der Hilfszeitwörter und vieler Sprachwendungen zurückzuführen, die den Eindruck einer wörtlichen Übersetzung aus dem Deutschen machen. Dies geht aus den barbarisch-lateinischen Dokumenten deutlich hervor, deren Worte zwar lateinisch, deren Sprachgeist aber germanisch ist.

Von 24000 Wörtern sind etwa 1000 germanischen Ursprungs, und zwar sind diese im Altfranzösischen häufiger als im Neufranzösischen. Germanischer Herkunft sind namentlich die Kriegs- und Waffenbezeichnungen, wie guerre, garde, échaugette (Scharwacht), bivac (Biwacht), boulevard, halt, arban (Heerbann); die Weltrichtungen nord, est, ouest, sud; die Farben blanc, blême, bleu, gris, brun, blond. Von den übrigen seien folgende hervorgehoben: 1) *Substantiva:* fauteuil (faldestuel), loge (laubja), gâteau (gastel, wastel), gaufre (wafel), harpe, bois (bosk), cloche (= Glocke), jardin, guède (weida), orgueil (urgoli), écurie (scuria), canif (knijf), crouche (kruik), brosse (burst), hêtre (heester), massacre (meizan, metzeln); 2) *Adjektiva:* hardi, terne (tarn, trübe), gauche (welk, schwach, d. h. die linke im Gegensatz zur rechten Hand), mauvais (malvais); 3) *Verba:* rôtir (rosten), haïr (hatjan), tâtonner (tasten), hâter (hasten), craquler (krachen), choisir (kausjan, kiesen), tirer (teiran, zerren), briser (brestan, brechen), brouiller (brodeln), trinquer (trinken).

[1] Nyrop, Grammaire historique de la langue française, 1899, S. 17.

In den normannischen Texten des Mittelalters findet man mehrfach nordische Wörter, die heute vergessen sind, z. B. esnèque, dän. sneka = navire; brant, isl. brandr = proue; drenc, dän. dreng = garçon.

Viel mehr als im konkreten Wortschatz hat sich die germanische Sprache in den Eigennamen erhalten. Je nach ihrer Bildung führe ich einige Gruppen an: 1) Ranc, Blond, Bart, Gout, Vert, Bert, Gault, Gard, Bos, Blanc, Bord, Fouque, Hugues, Baud, Frolo, Guy, Bac, Bald. 2) Aubel, Gatimel, Borel, Brourardel. 3) Goudelin, Aubertin, Guérin, Bertin, Gudin, Oudin, Bodin, Hardouin, Gonduin. 4) Berton, Houdon, Guillon, Odilon, Bordon, Valadon, Amelon, Ganelon. 5) Gaudet, Brunet, Gaudillet, Guillet, Guillemet, Judet, Girodet, Vitet, Quinet, Blanchet. 6) Guizot, Angelot, Richardot, Guillot, Lancelot, Benazet, Ribot, Huguet, Bardet, Godet. 7) Rolland, Aubrand, Bertrand, Tisserand, Berland. 8) Salabert, Albert, Aldebert, Ambert, Aubard, Siffert, Gobert, Gibert, Guignebert, Jobert, Hubert. 9) Saillard, Achard, Aimard, Ansard, Audouard, Massard, Isnard, Sicard, Gamard, Bérard, Allard, Gillard, Huard, Orillard, Ménard, Vollard, Guérard, Villard, Pichard, Evrard. 10) Arnold, Arnou, Arnould, Arnoult, Arnaux, Sigaud, Giraud, Rivaud, Perraud, Perrault, Cunaud, Quinault, Grimou. 11) Aubry, Audry, Baldy, Aubéry, Baudry, Guitry, Alric, Héric. 12) Auffray, Offray, Sauffroy, Siffrit, Guiffrey, Audiffred.

Wie im Deutschen und Italienischen, so findet man auch im Französischen die Bildung von Familiennamen durch Ortsbezeichnungen. Im Deutschen findet man z. B.: von dem Stein, von der Tann, von den Velden, von der Heydt, zur Straßen. Fast wie Übersetzungen klingen französisch: Deschamps, Desportes, Desjardins, De la Rue, De la Roche, De la Croix, italienisch: Della Quercia, Della Rovere, Della Fontana, Della Porta.

Manche germanische Namen haben starke Veränderungen durchgemacht, so daß sie kaum wiederzuerkennen sind z. B.

Louis = Clovis, Chlodwig; Léger = Leodgar; Suger = Suidgar; Foucque = Folko; St. Cloud = Chlodvald; Guy = Wido; Raoul = Rodulf; Rostan = Hruodstein; Gambetta = Gundobald; Huon = Hugoni; Guiard = Warda, Wiarda.

Eigentümlich klingen die normannischen Personen- und Ortsnamen auf -boeuf, deren zweite Silbe ursprünglich wohl bodo ist, wie Ruteboeuf, Quillebeuf, Criqueboeuf, Elbeuf, Marbeuf, Gondibeuf, Querboeuf.

Als eigenartig normannische Namen sind zu nennen: Anfrie oder Anfry (= Asfridr), Anquetil (= Asketill), Austin (= Eisteinn), Gonor (= Gunnar), Ingouf (= Ingolfr), Quetil, Tocque, Tocqueville, Tostain oder Toutain (= Thorsteinn). Von den Namen berühmter Franzosen sind Turgot und Bojeldieu (= Bojelthiu) normannischen Ursprungs, vielleicht auch Mérimée.

Überhaupt haben zahlreiche berühmte Franzosen germanische Familiennamen. 1) Staatsmänner und Kriegshelden: Colbert, Mazarin, Danton, Turgot, Ricquet (= Mirabeau), Roland, Bonaparte, Royer-Collard. 2) Philosophen: Arouet (de Voltaire), Diderot, Gassendi, Offray (de Lamettrie). 3) Dichter und Schriftsteller: Poquelin (= Molière), Gauthier, Hugo, Zola, Fénelon, Flaubert, Béranger, Augier, Regnard, Ronsard, Bernardin (de St. Pierre). 4) Maler: Foucquet, Ingres, Fragonard, Clouet, Vouet, Rigaud, Géricault, Fantin, Corot, Callot, Millet, Manet, Monet, Mignard, Bourdon. 5) Architekten und Bildhauer: Houdon, Hardouin genannt Mansard, Regnaudin, Garnier, Girardon, Bouchardon, Rodin, Pilon. 6) Naturforscher: Geoffroy (St. Hilaire), Moreau (de Maupertuis), Berthollet, Bernard, Foucault, Arago, Ferchault (de Réaumur). 7) Historiker und Soziologen: Thierry, Thiers, Guizot, Bodin, Gobineau, Froissart. 8) Musiker: Cambert, Goudimel, Bizet, Berlioz, Gounod, Gossé (Gossec), Auber, Massé, Bojeldieu, Rameau, Berton.

Die meisten dieser Namen lassen leicht den germanischen Ursprung erkennen; einige bedürfen einer näheren Erläuterung:

Arouet = Ariwedo, Arwid, Eruid; Diderot = Teotharoh, Tietroh, Theotorot, Didero; Callot = Charlot, Karlot, Kallot; Fénelon = Fainilo (dsch. Fennel); Gounod = Gundiwald; Thierry und Thiers = Theoderich; Garnier = Werner; Moreau = Moroldo; Pocquelin, auch Poclin geschrieben, ist germ. Buco, Poco, Puocolo, dsch. Pöckel, Böcklin; Berlioz von Berilo; Ingres = Ingrio; Gobineau = Godwin; Zola ist ein italienischer Name, Kurzform von germ. Mazzolo (Matzel), dsch. Zolle, Zölling, Zöllich [1].

Ungemein zahlreich sind auch die Ortsnamen germanischer Herkunft; sie finden sich meist im Norden und Nordosten, fehlen aber auch nicht im Süden. Sie sind entweder ursprünglich Personennamen gewesen, oder mit ville, villiers, bourg, court, champ, mont und dergleichen zusammengesetzt.

Zur ersten Gruppe gehören folgende: Auffray, Albert, Arnould, Arinthod, Aubers, Aubin, Autry, Barlin, Bellot, Benehard, Bernin, Bernot, Beutin, Blancarde, Bleymard, Bonnard, Bonnemain, Bourdic, Brunot, Bruniquel, Brunoy, Macouard, Dinard, Doussard, Ermont, Gahard, Gauland, Gaubert, Garéoult, Gérard, Gérardmer, Girouard, Godet, Gondrin, Gontaud, Got, Goudelin, Gouzon, Guérard, Guécélard, Guéron, Guéroulde, Guidon, Guiscard, Guiscriff, Hugo, Icard, Izon, Josselin, Lanton, Lantrec, Liard, Manot, Maubert, Moregard, Ozon, Oudon, Raddon, Rambert, Revard, Rancon, Rimbert, Rode, Semond, Simard, Talmont, Thiers, Thiel, Thil, Vauvert, Verton, Villard, Willemain.

Die mit ville, villers, court, champ, mont zusammengesetzten Ortsnamen treten erst seit der fränkischen Einwanderung auf. Ville, villers oder villiers ist lat. villa, villare und entspricht dem deutschen Wil, Weil, Weiler, z. B. in Rottweil, Gebweiler, Gatz-

[1] Ob die Namen Arouet und Diderot auch im Neuhochdeutschen vorkommen, habe ich nicht ausfindig machen können. Sie würden hier etwa Arwitt und Dieteroh lauten. Bemerkt möge noch werden, daß die Mutter von Racine *Sconin* hieß, von gm. Scunja, dsch. Schön.

5

weiler. Ungemein zahlreich sind die Zusammensetzungen mit germanischen Personennamen, z. B. Andeville, Angoville, Aubreville, Autinville, Autréville, Dainville, Denneville, Douville, Doudeville, Engonville, Emeville, Einville, Eraville, Ermenonville, Goderville, Guerbaville, Haironville, Héberville, Hénonville, Hérouville, Houdonville, Mainville, Merville, Ribeauville, Theuville, Wariville. Die Namen auf villare treten zuerst 628 auf, wie Leubaredo-villare, Ursione-villare. Von den 400 bekannten Ortsnamen auf -villiers, die meist im Département Eure-et-Loire liegen, sind ungefähr 80 mit altdeutschen Personennamen zusammengesetzt, wie Amanvillers, Frisonvillers, Brauvilliers, Badonviller.

Die Verbindungen mit court (curtis = Hof) beginnen im 8. Jahrhundert. Von ungefähr 1400 bekannten Ortsnamen sind 400 mit Personennamen gebildet, wie Thiancourt, Sennécourt, Brancourt, Blignicourt.

Burgus (it. borgo, dsch. Burg) ist, wie man vermutet, ein schon sehr früh dem Germanischen entlehntes Wort, das ursprünglich ein kleines Kastell bedeutet. Wir finden Bourg, Cambourg, Cabourg, Neubourg, Cherbourg, Montebourg, Trousbourg usw.

Zusammensetzungen mit château (castellum) sind: Châteaubriant, Château-Arnoux, Château-Gaillard, Château-Giron, Château-Landon, Château-Renard, Château-Renault.

Mit roche sind gebildet: Larochefoucauld, Larochebernard, Rochambault; Zusammensetzungen mit mont sind sehr zahlreich: Bouffémont, Dennemont, Henrichmont, Montbazon, Montfaucon, Montferrand, Montgaillard, Montgéron, Montgeroult, Montgiscard, Montherlant, Montmélard.

Die deutsche Endung -ingen ist zu -ange, -ang, -ain, -aing, -anghen oder -enc geworden. Diese Ortsnamen befinden sich meist im Nordosten, z. B. Hondelange, Aubange, Hodenc, Halinghem, Floringhem, Floing, Vringe. An die Normannen erinnern Ortsnamen auf fleur, dale, tot, bec, wie Harfleur, Hon-

fleur, Fiquefleur, Yvetot, Louvetot, Fourmetot, Caudebec, Bolbec, ferner Houlgate, Le Hom (= Heim), Le Homme, Le Houlme, Robehomme (= Reimbertheim), La Londe, Londel, Londette, Etalonde (= Steinslind), Le Torp (= Dorf), Le Tourp, le Torp-Mesnil, Torgistorp, ferner Varange, Varangeville, die auf die Wa-räger oder Waranger hinweisen.

In den französierten niederdeutschen Provinzen findet man Ortsnamen auf hus, hove, kerque, bergues, brouk, z. B. Dunkerque, Hazebrouk. Aber auch mitten in französischem Gebiet trifft man rein deutsche Namen an, wie Rheinberg (Dép. Calvados), Marienthal (Seine-et-Loire), ferner Godewaersvelde, Weinsberghe, Lewarde, Rosendaël, Rosembois, Steenacker, Steenwerk (Dép. Nord).

4. DIE FRANZÖSISCHE LITERATUR

Die mittelalterliche Literatur der Franzosen zeigt fast ausschließlich ein germanisches Gepräge. Nach den Forschungen von Müllenhoff, Kluge und anderen ist es zweifellos, daß die salischen Franken ihre alte Stammessage und Dichtung von den „Nibelungen" mit in die neue Heimat gebracht haben. Nachklänge an die alte Volksbenennung findet man in Nivelles, Niveaucourt und dergleichen. Auch zahlreiche Ortsnamen weisen darauf hin, wie Brunhildis domus, Brunhildis lapis oder castra, Bruniquel- oder Bruniquet-Pierre, Brunhaut, chemin de Brunhaut [1].

Der alte germanische Heldengesang ist die Grundlage der epischen Dichtung geworden, der *chansons de geste,* deren Auftreten für das 9. und 10. Jahrhundert feststeht, deren Inhalt aber auf die Merowinger- und Karolingerzeit zurückgeht. Schon unter den Merowingern gab es Heldenlieder, wie durch Gregor

[1] F. Kluge, Grundriß der romanischen Philologie, 1886, Bd. I, S. 393.

von Tours, die Gesta Francorum und Fredegar, sowie durch die alte Biographie des Heiligen Faro von Meaux bezeugt wird. Aus diesen gingen die zahlreichen chansons de geste hervor, in denen germanische Fürsten und Ritter, ihre Heldentaten und Abenteuer besungen und gefeiert werden. Die wichtigsten sind: Floovant, Aimeri de Narbonne, Aiol et Elie de St.-Gille, Alberic de Besançon, Auberi, Aye d'Avignon, Bauduin de Sebourc, Berte au grans près, Doon de Maience, Durmart de Gallois, Foulque de Caudie, Garin de Loherain, Gaufrey, Gaydon, Girard de Roussillon, Godefroi de Bouillon, Gui de Bourgogne, Gui de Nanteuil, Guillaume de Palerme, Horn et Rimenhild, Huon de Bordeaux, Jehan et Blonde, Jourdain de Blaivies, Lancelot, Merangis de Portlesguez, Otinel, Raoul de Cambrai, Richers li Bians, Roland, Tristan, Gauvain, Gérard de Nevers, Gormont et Isembert, Bernatz de Tolosa, Aigar et Maurin.

Einige der germanischen Ritternamen haben merkwürdige Veränderungen erlitten, z. B. Floovant ist nichts anderes als Chlodewing, Chlodwig; Aigar = Edgar; Gaufroy = Godifredo, Gottfried usw.

In den chansons de geste finden wir manche Eigenarten des altgermanischen Stiles wieder. F. Kluge rechnet dahin die Sitte, Gegenständen, die für die germanisch-poetische Anschauung so wichtig waren, wie Rosse, Speere, Banner, als persönlich gedachten Wesen Namen beizulegen. Dahin gehören altfranzösische Rossenamen, wie Bayard, Marchegai, Gramimund; Schwerternamen, wie Joinse, Durandel, Garbain, Plorance, Bannernamen, wie Oriflamme; Hornnamen, wie Oliphant.

Langlois hat eine lehrreiche Untersuchung über die Personennamen angestellt, die in den chansons de geste vorkommen. Überwiegend sind diejenigen germanischen Ursprungs; am häufigsten kommen vor: Acart (Aicart), Aymon, Armenjart, Alart, Acelin, Aimar, Auberi, Alori, Amelon, Ansel, Auberon, Balduin, Berart, Beraut, Berengier, Bewart, Berte, Bertain, Bre-

tran, Bertolai, Archambault, Boson, Bradmund, Berton, Clarembaut, Dagonbert, Englebert, Eremborc, Ferrant, Fouchier, Fromont, Garnier, Gaufrai, Gautier, Gontart, Gontier, Gui, Hugon, Huon usw.[1].

Ebenso wie im epischen Volksgesang germanische Geschichts- und Sagenstoffe fortwirken, können ihre Spuren auch in den altfranzösischen Volksliedern festgestellt werden. Unter 84 Volksliedern, die in Frankreich gefunden wurden, gehören die meisten der Normandie an, und in diesen herrscht der nordische Charakter und die Erinnerung an die alte Heimat vor[2].

Auch die *altfranzösische und provençalische Liederkunst* ist germanischen Ursprungs. Ihre Blüte fiel zusammen mit derjenigen des Rittertums im 11. und namentlich im 12. Jahrhundert. Das Rittertum ist der Träger und der Gegenstand dieser Poesie; seine Sitten, Überlieferungen und Ideale werden darin gefeiert, die Höfe der Herzöge und Grafen waren der Mittelpunkt dieser Dichtung, und selbst Könige und Fürsten werden unter den Troubadours genannt.

Der älteste Troubadour ist Graf Wilhelm IX. von Poitiers (1087—1127). Im ganzen sind 500 Troubadours dem Namen nach bekannt. Soweit ihre Herkunft überliefert ist, waren 5 Könige, 2 Fürsten, 10 Grafen, 5 Markgrafen, 5 Vizegrafen, unter denen Bertran de Born und Wilhelm von Berguedan die bedeutendsten sind; 6 waren mächtige Barone, z. B. Raimbaut von Aurenga, 9 reiche Schloßherren, wie Guilhelm von St. Didier und Uc de St. Circ; 29 waren Ritter oder Söhne von Rittern, wie Pons von Capduelh, Bertran von Lamonon, Guillem de Cabestaing, Cadenet, Peirol, Raimon von Miraval, Raimbaut von Vaqueiras; 5 adeligen Geschlechts; 16 gingen aus dem Bürgerstand hervor, so Gaucelm Faidit, 8 aus Handwerkerkreisen; ge-

[1] E. Langlois, Table des noms propres de toute nature compris dans les chansons de geste, 1904. [2] O. L. Wolff, Altfranzösische Volkslieder, 1831.

ringerer Herkunft waren Bernart von Ventadon und Girault von Bornelh.

Von den altfranzösischen Trouvères sind hier zu nennen: Alberich von Besançon, Lambert li Tors, Bérol, Robert von Boron, Gui de Cambray, Gautier d'Arras, Raoul de Houdenc, Richart le Pélerin, Guiot de Provins, Huon de Méry, Robert de Blois, Audefroi le Bastard, Baudouin des Auteurs, Renaud de Sableuil, Gontier de Soignies, und als besonders hervorragender Dichter Graf Thibaut IV. von Champagne.

Es wurde gezeigt, daß der französische mittelalterliche Adel überwiegend den physischen Charakter der germanischen Rasse trägt. Ganz natürlich ist es daher, wenn wir in der Troubadour-Poesie *das physische Schönheitsideal des germanischen Menschen* wiederfinden. Darüber liegen zwei eingehende und lehrreiche Untersuchungen vor, von J. Houdoy über die Schönheit der Frauen und von J. Loubier über das Ideal der männlichen Schönheit in der französischen Kunst und Literatur [1].

Wie Houdoy bemerkt, gibt Alain de Lille im 12. Jahrhundert eine naturwahre Schilderung der Frauen seiner Zeit, mit goldblonden Haaren, milchweißer Haut und goldglänzenden Augenbrauen. In den chansons de geste werden Beatrix, Blanchefleur, Gloriande, Rosemunde usw. mit blonden Haaren und einer Haut wie Milch und Rosen beschrieben. Die blonden Haare sind im Bewußtsein jener Zeit ein Zeichen reiner Rasse. Bis ins 13. Jahrhundert hinein wird die schwarze Haarfarbe den Feinden, Ungläubigen und Verrätern zugeschrieben. In keinem Porträt wird bis dahin das schwarze Haar gerühmt. Der Mönch Drogon beschreibt die 1049 geborene Sainte-Godelive dahin, daß sie von bewunderungswürdiger Schönheit gewesen, das einzige, was

[1] J. Houdoy, La beauté des femmes dans la littérature et dans l'art du XII. au XVI. siècle, 1876. — Jean Loubier, Das Ideal der männlichen Schönheit bei den altfranzösischen Dichtern des XII. und XIII. Jahrhunderts, 1890.

man an ihr hätte tadeln können, seien ihre schwarzen Haare und Augenbrauen.

Das Ideal männlicher Schönheit kennt nur das blonde Haar, wie die Dichtungen aus der Zeit des 11. bis 14. Jahrhunderts zeigen. Ein paar Beispiele von braunen Haaren kommen gegenüber der unzähligen Menge von Stellen, wo blondes Haar geschildert wird, nicht in Betracht. Die blonden Haare werden bezeichnet als cheveux blons oder chevals blois, d. h. lichtfarben oder gelb, wie dieses Wort auch von Blumen gebraucht wird. Das schwarze Haar wird für häßlich gehalten; bezeichnend ist dafür das Zeugnis des Joinville, der von den Sarazenen berichtet: „laides gens et hydenses sont a regarder, car li cheval des testes et des barbes sont tout noir". Das Gesicht des schönen Mannes muß länglich sein (traitis et lonc), die Gesichtsfarbe frisch und farbig (fres et coloré). Die weiße Farbe muß sich im Gesicht anmutig mit der roten mischen, um dem Anspruch auf Schönheit zu genügen. Dagegen sollen die Augenbrauen dunkel sein, bruns oder noirs (im Gegensatz zur Frauenschönheit, der blonde zugeschrieben werden), die Augen cler et vair, d. h. hell und glänzend, die Nase lang und gerade, die Haut weiß, schneeweiß oder blütenweiß, die Haltung stolz und edel.

Was die *Prosa-Literatur* angeht, so war Gregor von Tours († 594) der letzte Schriftsteller gallo-römischen Ursprungs. Der Fortsetzer seiner Fränkischen Geschichte, der Chronik des sog. Fredegar, war schon fränkischer Herkunft. Nach Gregor geht die ganze gelehrte Literatur auf die Germanen über, namentlich auf Bischöfe, Äbte und Mönche. Ihr Inhalt besteht in Heiligengeschichten, Moraltraktaten, Predigten, Lehrgedichten, Chroniken und Annalen. Vom 7. bis 10. Jahrhundert werden folgende Gelehrte und Schriftsteller genannt: Baudonivia von Poitiers (geb. 600), Ansbert von Rouen († 683), Baudemund von St. Amand (700), Theodofrid von Luxeuil († 681), Heiric von Auxerre, Alcuin († 804), Fredegis von St. Bertin († 834), Agobard von Lyon

(† 862), Angolemus von Luxeuil († 856), Leidrad von Lyon († 816), Thédulf von Orléans († 821), Ratramn von Corbie († 868), Gottschalk von Orléans († 867), Amulo von Lyon († 852), Hinkmar von Reims († 867), Hilduin von St. Denis († 842), Abbo von St. Germain († 923), Odilo von Soissons († 930), Druthmar von Corbie, Odo von Cluny (im 10. Jahrh.).

Karl der Große stiftete zahlreiche Schulen auf französischem Gebiet. Der Domschule von Tours stand Alcuin vor, die bald als Musterschule im Frankenreich galt. Fulbert leitete die Akademie von Chartres und beschäftigte sich, wie Berengar von Tours, mit Medizin, Astronomie, Arithmetik. Aus diesen Schulen gingen hervor: Adelmann, Hildier, Sigo (Meister im Orgelspiel), Lambert, Engelbert, Rainald (Grammatiker).

Ferner waren die von Franken und Normannen gegründeten Klöster wichtige Stätten mittelalterlicher Gelehrsamkeit. Besonders ragte das Kloster Bec (= Bach) in der Normandie hervor, das von einem dänischen Ritter Herlijn gegründet wurde. Überhaupt war die Normandie, Anjou, Touraine und Maine im 11. Jahrhundert der Sitz von zahlreichen blühenden Schulen, während im 12. Jahrhundert die Schulen von Paris sich auszeichneten und diese Stadt der Mittelpunkt europäischer Wissenschaft wurde. In dieser Zeit glänzten als Scholastiker Joh. Roscellinus, Wilhelm von Champeaux, Abälard, Gilbert de la Porrée, Wilhelm Durand, Bernhard von Clairvaux.

Unter den Chronisten ist besonders Richer zu nennen, der Sohn Rudolfs, eines ritterlichen Dienstmannes Ludwigs IV., dessen Jahrbücher bis 998 reichen und für die Zustände jener Zeit von großem Interesse sind. Geoffroy de Villhardouin, Marschall der Champagne († 1212), verfaßte das erste französische Prosawerk, während Froissart (= Frischhardt) aus Valenciennes (geb. 1333) die bedeutendste mittelalterliche Chronik schrieb.

Es braucht nicht betont zu werden, daß diese germanischen Namen nicht in jedem Fall germanische Abstammung beweisen,

aber für die ältere Zeit ist dies sehr wahrscheinlich, sowie für die aus edlem Geschlecht Stammenden, wie Abälard, Richer, Villehardoiun, Bernhard von Clairvaux; von anderen ist die germanische Abkunft ausdrücklich berichtet. Alcuin war z. B. aus edlem angelsächsischen Geschlecht; Lanfranc, durch den die Schule des Klosters Bec berühmt wurde, Langobarde; Hincmar v. Reims aus einem edlen germanischen Geschlecht des nordöstlichen Frankreichs; Hugo von St. Victor, der Begründer der mystischen Theologie, stammte aus dem Hause der Grafen von Blankenberg; Prudentius, eigentlich Galindo, und der klassisch gebildete Theodulf von Orléans waren gotischen Ursprungs.

Sehr genau sind wir über *Bernhard von Clairvaux* unterrichtet. Er stammte aus einem edlen Rittergeschlecht Burgunds und war auf dem Schlosse Fontaines bei Dijon geboren. Sein Vater Tecelin (germ. Tezo, dsch. Teetz, Tetzel), ein berühmter tapferer Ritter seiner Zeit, führte wegen seiner Haarfarbe den Beinamen Sorus d. h. der Rötliche. Seine Mutter, eine Tochter von Bernard de Montbard et d'Humberg, war aus dem Geschlecht der alten burgundischen Herzöge. Über das Äußere Bernhards ist uns eine Schilderung aus seinem zwanzigsten Lebensjahr überliefert. „Seine Schönheit", heißt es, „war zugleich kraftvoll und milde und zog aller Blicke auf sich. Er war wohlgestaltet und etwas über mittelgroß. Sein Haar war blond, der sprossende Bart fast rötlich. Er hatte eine außerordentlich zarte Haut und leicht rosige Wangen. Seine blauen Augen, in denen die Reinheit der Engel und die Unschuld der Tauben wohnte, verbreiteten über sein Gesicht einen milden Glanz" [1].

5. DIE BILDENDE KUNST

Während man früher der Ansicht war, daß die Germanen alle Kunstentwicklung der Anregung und Tradition vonseiten der

[1] E. Vacanard, Vie de Saint Bernard, 1897, S. 20—21.

römischen Antike verdanken, bereitet sich allmählich ein Umschwung in der kunstgeschichtlichen Betrachtung vor. Man beginnt, den Kunststil der Germanen zur Zeit der Völkerwanderung näher zu erforschen, vorurteilslos in seiner Eigenart zu schätzen und zu erkennen, daß seine Elemente auf die Kunstentwicklung des Mittelalters von größtem Einfluß gewesen sind. Historische Nachrichten und erhaltene Reste legen sicheres Zeugnis ab für eine reiche und selbständige Schmuck- und Zierkunst, für das Vorhandensein von Waffen- und Goldschmieden, für einen eigenartigen Stil in dem Bau von Königshallen, Gerichtslauben und Gotteshäusern.

Schon früh zeigten die Westgoten in Südfrankreich und Spanien eine rege Bautätigkeit. Venantius Fortunatus bezeugt ausdrücklich, daß es bei ihnen Baumeister barbarischer Abstammung von großer Geschicklichkeit gab, und eine andere Nachricht aus dem Leben des Heiligen Audoen besagt, daß sie eine eigene Bauart „manu gotica" besaßen. Venantius, der gegen die Barbaren von einer erfreulichen Vorurteilslosigkeit beseelt ist — überhaupt könnten sich die modernen Romanen an ihm und Gregor von Tours ein Beispiel nehmen —, rühmt die fränkischen Häuser aus Holz, die getäfelten Stuben und die hochbogigen Laubengänge in einem kleinen Gedicht, das nach Wilsers Übersetzung[1] folgendermaßen lautet:

„Weichet, ihr Wände, gemauert aus steinernen Blöcken! ich ziehe,
Dank Baumeisters Geschick, vor euch das hölzerne Haus.
Trefflich verwahren vor Wind und Wetter getäfelte Stuben,
Wo nicht klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand.
Schutz, wie ihn sonst nur gewähren Stein, Mörtel und Sand im Vereine,
Einzig erbaut und allein ihn der gütige Wald.
Luftig umgeben den Bau im Geviert hochbogige Lauben,
Zierlich vom Meister geschnitzt, reizvoll in spielender Kunst."

[1] L. Wilser, Die Germanen, 1903, S. 395. — *Wilser* hat sich um die Geschichte der Germanen außerordentlich große Verdienste erworben, und in dem angeführten Werk die Ergebnisse seiner fünfundzwanzigjährigen Forscherarbeit übersichtlich dargestellt. Schon vor Jahren wies er auf die

Auch sind uns die Namen einiger Künstler aus den ersten Jahrhunderten erhalten. Im Jahre 522 wird der Abt Ildebert als Architekt in der Normandie erwähnt, ferner Geimmo, Andulf, Runwald, Dandulf, Magulf, Gerlaic, Wido.

Wie aus den Nachrichten des Gregor von Tours, des Fredegar und zahlreicher Heiligengeschichten hervorgeht, ließen die fränkischen Könige, Königinnen und Herzöge schon früh einen regen Bausinn zutage treten. Die Erbauung zahlreicher Kirchen und Klöster wird auf ihre Anregung und Freigebigkeit zurückgeführt.

In den frühen Zeiten des Mittelalters wirkte im Norden noch die römisch-altchristliche Baukunst fort, aber seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts sehen wir hier einen neuen Stil sich entwickeln, den *romanischen Stil*, der eigenartig neue Elemente in der Gewölbekonstruktion und Dekorationsweise hinzufügt, die entweder neu erfunden wurden oder Fortentwicklungen altgermanischer Bau- und Zierweise sind. Die ersten Anfänge dieses Stils sind in Deutschland und in der Normandie zu suchen, und in der Lombardei, wo er fast gleichzeitig auftritt, zeigt er sich vom Norden beeinflußt. In der Dekoration deuten auf germanischen Einfluß das Würfelkapitäl, phantastische Tier- und Menschengestalten, das geschwungene und gewundene Blattwerk. In den Klostergängen hat sich der letzte Rest der alten Lauben erhalten, die in oberitalischen und südfranzösischen Städten auch heute noch die Straßen entlang unter den Häusern sich hinziehen, ähnlich wie es Fortunatus von den fränkischen Wohnungen beschreibt. Fr. loge, it. loggia ist germ. laubja.

Die meisten romanischen Kirchen waren anfangs aus Holz erbaut, auch die von Herlijn begründete Abtei Bec war aus Holz errichtet. Diese aus dem Holzstil erwachsenden technischen Bedürfnisse übertrugen sich auf die Steinbauten, wie Seessel-

große Bedeutung hin, die der Frankenstamm für die politische Entwicklung Galliens gehabt hat; auch zeigte er, daß die meisten Namen der französischen Troubadours germanischen Ursprungs sind.

berg, Wilser und andere gezeigt haben. Daraus entstanden die charakteristischen Formen des romanischen Stils.

Besonders tätig auf französischem Gebiete war ein Italiener, Wilhelm von Jvrea, aus langobardischer Familie, der 990 Abt in Dijon wurde. Richard II. berief ihn später nach der Normandie, wo er bis zum Jahre 1030 etwa 40 Klöster und Kirchen errichtete. Von den Baumeistern dieser Periode sind noch zu nennen: Audebert in Lyon, Ingelramnus, Abt Morard, Radolphus, Suger von St. Denis. Das gleichzeitige Auftreten des romanischen Baustils in Niedersachsen, in Nordfrankreich bei Normannen und Franken, in Italien bei den Langobarden ist ein deutlicher Hinweis, daß die Germanen die Träger dieses Stils waren, wenn auch manche Elemente desselben aus dem Altertum herrührten.

Daß der *gotische Baustil* germanischen Ursprungs ist, wird heute von allen Kunsthistorikern anerkannt. Seine Entstehung fällt in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts und ist besonders in dem eigentlich fränkischen Gebiet nachzuweisen, in der Ile-de-France, Valois, Champagne. Die wichtigsten Baumeister dieser Periode stammen aus diesen Provinzen, wie Robert von Luzarches, Pierre von Montereau, Eudes (= Odo) von Montreuil, Raoul von Coucy, Thomas von Cormont, Jean von Chelles, Hugo von Vezélay, Hugo li Bergier, Villard de Honnecourt und Meister Renaud.

Was die plastische Kunst anbetrifft, so finden wir um 600 einen fränkischen Goldschmied in Limoges, ferner den Holzbildhauer Engelwin, den Kunstschmied Baldomer; im 8. Jahrhundert Airard, der das nördliche Portal von St. Denis erbaute, Tutilon, der 880 in Metz arbeitete, Theudon de Chartres, Odoranne und Wilhelm aus Sens, Sigon aus Fougères, die im 9.—12. Jahrhundert lebten. Unter den Klöstern war besonders St. Denis eine hervorragende Stätte der Goldschmiedekunst.

Die Malerei nahm unter Karl dem Großen einen bedeutenden Aufschwung, aber mehr auf austrasischem als neustrischem Ge-

biete. Es sind viele Künstler dieser Zeit dem Namen nach bekannt: Bruun, Maler in Fulda; Ingobert; Godescalc, der früheste Maler fränkischer Miniaturen, Folchard in St. Gallen, Madalulfus in Fontanelle. Bei Godescalc haben die Figuren schon eignes Leben und bestimmten Ausdruck, sein jugendlicher Christus trägt blonde Haare und deutsche Züge [1]. Daß die französischen Miniaturen des Mittelalters alle den blonden Typus darstellen, wurde schon erwähnt.

Was den Ursprung der französischen *Musik* betrifft, so ist es schwer, festzustellen, wie weit antike und gallische Melodien die französische Musik beeinflußt haben, doch ist es bezeichnend, daß die Benennungen der wichtigsten Musikinstrumente des Mittelalters aus dem Germanischen stammen, harpe = Harfe, luthe = Laute. Karl der Große gründete im Fränkischen Reich Musikschulen, und manche als Maler und Gelehrte bekannte Mönche jener Zeit waren zugleich berühmte Sänger und Orgelspieler, z. B. Sigo, ein Meister des Orgelspiels, aus der Akademie von Chartres. Musiktheoretisch sind von Bedeutung Hugo von Paris und Hucbald von St. Amand. Im übrigen waren die Troubadours und Trouvères auch zugleich Sänger und Spielleute, und besonders bildeten die Fürstensitze der Provence Mittelpunkte der weltlichen Musikpflege. Der erste bedeutende neuere Musiker war der Burgunder Goudimel, der auch in Italien wirkte und der Lehrer Palestrinas war. Ich werde später zeigen, daß fast alle französischen Musiker der neueren Zeit germanischer Abstammung sind, meist Burgunder oder Normannen, weniger Franken, deren geringere musikalische Begabung schon aus Paulus Diaconus bekannt ist, da sie von den Langobarden Sänger und Spielleute erbaten. Auch in der Folge ist Frankreich von Italien (Lully, Cherubini, Spontini) und Deutschland her (Gluck, Kreutzer), sowie durch jüdische Musiker, wie Halévy, Meyerbeer, stark beeinflußt worden.

[1] Schnaase, Geschichte der bildenden Kunst im Mittelalter, Bd. I, S. 634.

Dritter Abschnitt

DIE ANTHROPOLOGIE DER FRANZÖSISCHEN STÄNDE UND GENIES

1. DIE ANTHROPO-SOZIOLOGISCHEN VERHÄLTNISSE IN FRANKREICH

Aus der Darstellung der Rassengeschichte der französischen Nation und des Einflusses der Germanen auf ihre Geschichte und Kultur im Mittelalter geht unwiderleglich hervor, daß die französische Zivilisation ihre anthropologischen Wurzeln in der germanischen Rasse hat. Das wird durch eine Reihe von anderen Untersuchungsmethoden bestätigt, die diesen Nachweis zugleich für die neuere Epoche der französischen Geschichte erbringen. Diese Beweise ergeben sich einmal aus der anthropo-soziologischen Forschung, ferner aus der regionären Statistik der Talente im Vergleich mit der anthropologischen Struktur der einzelnen Provinzen, und schließlich am entscheidendsten aus der Rassenabstammung der Talente.

Was den *anthropo-soziologischen* Beweis betrifft, so verdanken wir diese Untersuchungen besonders den Arbeiten von Durand de Gros, Lapouge und Collignon. Durch anthropometrische Messungen wurde von ihnen festgestellt, daß innerhalb der französischen Bevölkerung eine anthropologische Sonderung derart besteht, daß die vom Lande in die Städte Einwandernden und die höheren Stände durchschnittlich mehr nordisch-germanische Körpermerkmale aufweisen als die Gesamtbevölkerung.

Durand de Gros fand bei seinen Untersuchungen im Departe-

ment Aveyron, daß der dortige Adel heute noch vorwiegend den blonden Typus hat. In den alten Familien der Rouergue herrschen blondes Haar, blaue Augen, weiße Haut und frischrote Gesichtsfarbe vor, während unter der übrigen Bevölkerung nur zwei Blonde auf fünfzig Individuen kommen. Die Gestalt der Edelleute ist schlank und hoch, die der Bauern jedoch meist klein und untersetzt [1]. Lapouge berechnet die hellpigmentierten Individuen unter dem Adel von Aveyron auf drei Viertel der Gesamtzahl und bemerkt über den Ursprung derselben: „Dieses Überwiegen der hellen Farben ist um so auffälliger, als dieser Adel nicht direkt von den Germanen herstammt, deren Einwanderung zwar mit großer Wahrscheinlichkeit erwiesen ist, da die germanischen Namen in den mittelalterlichen Akten sehr zahlreich sind. Wie in ganz Frankreich, so ist der neuere Adel das Ergebnis einer Auslese nach der Zeit des Mittelalters, und der größte Teil seiner Familien kann ihren Ursprung nicht über Ludwig XIII. zurückführen" [2].

Derselbe Forscher untersuchte 22 Schädel von Edelleuten und 20 von lebenden Bauern derselben Gegend in Notre-Dame de Londres im Departement Hérault. Er fand, daß die ersteren viel mehr langköpfige Individuen zählten als die letzteren [3].

	Index	Adelige	Bauern
Dolichocephal	65—69	7,6 %	—
Subdolichocephal	70—74	30,4 „	5 %
Mesocephal	75—79	58,6 „	25 „
Subbrachycephal	80—84	7,6 „	45 „
Brachycephal	85—90	—	15 „
Ultrabrachycephal	90—95	—	10 „

Nach demselben Autor besteht in Montpellier ein morphologischer Unterschied zwischen der vornehmen und niederen

[1] Bulletin de la Société d'anthropologie, 1889. [2] Lapouge, Matériaux pour l'anthropologie de l'Aveyron. Bulletin de la Société Languedocienne de géographie, 1898. [3] Lapouge, Crânes de gentilshommes et crânes de paysans à Notre-Dame de Londres. L'Anthropologie, 1892, S. 320.

Bevölkerung, ebenso zwischen der aristokratischen und Bauernbevölkerung in den Landbezirken, indem die ersteren zur Dolichocephalie, die letzteren zur Brachycephalie neigen. Dreißig Schädel dieser Gegend, aus dem 17. und 18. Jahrhundert, welche der aristokratischen Schicht angehörten, waren mit Ausnahme eines einzigen dolichocephal [1].

Muffang beobachtete, daß in der Bretagne die von den hellfarbigen Langköpfen bewohnten Gebiete durch Reichtum, intellektuelle und wirtschaftliche Tüchtigkeit sich auszeichnen und daß die hervorragendsten Persönlichkeiten des Departements fast alle aus Gebieten stammen, die von hellfarbigen Dolichocephalen bewohnt sind [2].

Was den anthropologischen Unterschied zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerung angeht, so fand Durand de Gros (im Jahre 1869) in Rodez bei der Landbevölkerung einen Index von 86,2, bei den Stadtbewohnern 83,2; in Milhou als entsprechende Zahlen 85,8 und 84,1, in St. Afrique 83,4 und 82,1. Lapouge stellte fest, daß in der Bretagne im Canton de Rennes der Schädelindex der städtischen Bevölkerung sich auf 82,8, derjenige der ländlichen sich auf 84,7 belief [3]; ferner, daß die Einwanderer nach Montpellier sich von den auf dem Lande ansässig Verbliebenen durch einen 2—4 Einheiten kleineren Index unterschieden [4]. Collignon untersuchte in neun Kantonen die städtische und ländliche Bevölkerung auf ihre Schädelform und stellte fest, daß, wie auch der allgemeine Index sein mochte, ob hoch oder niedrig, derselbe in den Städten immer niedriger war [5].

Aus den Untersuchungen über die ständische Gliederung Frankreichs nach Einwanderung der Germanen geht aufs deut-

[1] Archiv für Anthropologie, Bd. XXII, S. 291. [2] Muffang, L'anthropologie des côtes du Nord, 1890. [3] Zentralblatt für Anthropologie, I, S. 318. [4] Globus, Bd. LXIII, S. 319. [5] Mém. de la Soc. d'anthropologie de Paris, I, Fasc. 4, S. 125. — Weitere Angaben dieser Art findet man in Lapouges „L'Aryen, son rôle social", S. 417.

lichste hervor, daß im Mittelalter die obere Schicht vorwiegend der germanischen Rasse angehörte. Daß noch gegenwärtig eine größere Verbreitung ihrer anthropologischen Merkmale in den höheren Bevölkerungsklassen und in den städtischen Kulturzentren nachgewiesen werden kann, mag zum Teil seine Ursache in einer anthropologischen Kontinuität aus den mittelalterlichen Zuständen haben, zum größeren Teil aber ist es das Ergebnis eines natürlichen Ausleseprozesses. Denn die höheren Schichten des Mittelalters sind meistens verbraucht worden und ausgestorben. Aus dem Einwanderungsstrom in die Städte und durch das Aufsteigen in höhere Stände sind neue Schichten emporgekommen, deren anthropologische Merkmale nicht erst neu erworben wurden, sondern nur durch das Kräftespiel der sozialen Auslese zu verstehen sind. Doch kann heute nicht mehr von einer gesellschaftlich herrschenden germanischen Schicht in Frankreich gesprochen werden.

Bei einer solchen sozial-anthropologischen Zusammensetzung der französischen Bevölkerung dürften auch die Untersuchungen von Interesse sein, welche A. de Candolle über den sozialen Ursprung der Gelehrten in Frankreich angestellt hat. Auf Grund seiner statistischen Untersuchungen fand er, daß von den Mitgliedern der französischen Akademie 23 Proz. aus dem Stande der Arbeiter, Bauern, Unterbeamten, Soldaten usw. hervorgingen, 35 Proz. aus dem Adel und städtischen Patriziat und 42 Proz. aus dem bürgerlichen Mittelstand. Danach hat die zahlreichste niedere Bevölkerungsklasse die wenigsten Talente hervorgebracht, während die sehr wenig zahlreiche Klasse des Adels und Patriziats — man schätzte vor der Revolution den Adel auf etwa 1/200 der Gesamtbevölkerung — sehr viele, ja im Verhältnis die meisten Talente der französischen Nation geschenkt hat.

Diese Unterschiede hängen wohl zum Teil von sozialen Ursachen ab, da die Entwicklungsreize und Entwicklungsmög-

6

lichkeiten in den höheren Schichten viel wirksamer sind. Aber die starke Überlegenheit des ersten Standes dürfte auch seine Ursache in anthropologischen Verschiedenheiten haben.

Diese Überlegenheit kommt auch darin zum Ausdruck, daß zahlreiche Männer, die als Genies bezeichnet werden müssen, aus dem Adel hervorgegangen sind, und zwar nicht nur Politiker und Kriegshelden, sondern auch Schriftsteller, Dichter, Philosophen und Naturforscher ersten Ranges. Von 250 französischen Genies, deren Name später aufgeführt wird, sind etwa 60 adeligen Ursprungs. Das sind 24 Proz., während der Adel selbst (vor der französischen Revolution) nur mit 0,05 Proz. an der Zusammensetzung der Bevölkerung teilnimmt. Diese Überlegenheit kann nur anthropologisch verursacht sein. Denn wenn auch Durchschnittstalente, die den handwerksmäßigen Betrieb einer Wissenschaft oder Kunst auszuüben haben, von den sozialen Entwicklungsbedingungen abhängig sind, so gilt das viel weniger für die genialen Menschen, deren Wesen gerade darin besteht, von den Verhältnissen relativ unabhängig zu sein und ein neues Milieu zu schaffen. Dabei sind Überfluß und Reichtum ebenso sehr imstande, die Entwicklung bedeutender Anlagen zu hemmen wie Mangel und Armut.

Ein anderer Weg anthropo-soziologischer Forschung, der über den Zusammenhang von Rasse und geschichtlichen Leistungen Aufklärung geben könnte, wäre eine regionäre Statistik über die Herkunft der Talente. Schon bei einem Überblick über die räumlichen Beziehungen im Ablauf der französischen Geschichte fällt es auf, daß fast alle großen Anstöße und Handlungen vom Osten und Nordosten des Landes ausgegangen sind. In diesen Gebieten spielen sich die wichtigsten Ereignisse ab, von hier ging die Entwicklung des französischen Staates aus, hier bildeten sich die bedeutendsten Kulturzentren, und hier hat sich der größte Reichtum des Landes aufgespeichert.

Da aber *Menschen* die Geschichte machen, so müßte sich auch zeigen lassen, daß die Bewohner dieser Provinzen eine höhere geistige Energie und Regsamkeit entwickeln. Diese müßte sich in einer überlegenen Anzahl von Genies und Talenten zeigen, und es wäre schließlich zu untersuchen, ob diese Überlegenheit mit der anthropologischen Struktur der Bevölkerung ursächlich zusammenhängt.

A. Odin hat in seiner „Genèse des grands hommes" (1895) eine regionäre Statistik der französischen Talente aufgestellt, welche hierüber gute Aufschlüsse gibt. Dieser Gelehrte hat durch mühsame und eingehende Studien die Geburtsorte aller französischen „gens de lettres" untersucht und mehrere geographisch-statistische Karten entworfen, auf denen die zahlenmäßige Verteilung der literarisch bedeutenden Personen, in Verhältnis zur Bevölkerungszahl gesetzt, auf die einzelnen Provinzen und Departements durch abgestufte Farben übersichtlich dargestellt ist.

Danach kommen 43 Talente auf 100000 Einwohner in Paris und Genf, 20—42 Talente in Rouen, Caen, Chartres, Orléans, Tours, Troyes, Metz, Chaumont, Dijon, Besançon, Lausanne, Lyon, Marseille, Avignon, Nîmes, Montpellier, Toulouse, während bis 4 oder 5—8 Talente in den Städten des Westens, der Mitte und des Südwestens gezählt werden.

Wird die alte Provinzialeinteilung zugrunde gelegt, so haben auf 100000 Einwohner hervorgebracht: 43 Talente und darüber die Ile-de-France, 19—42 Talente die Provence, Suisse romande, Bourgogne, Orléans, 12—19 Languedoc, Lyonnais, Franche-Comté, Lorraine, Champagne, Normandie, Maine, Touraine, Anjou, während unter 12 Talente in den Provinzen des Westens, der Mitte und des Südwestens gefunden werden.

Fast alle Provinzen und Departements mit einer großen Zahl von Talenten liegen jenseits der Brocaschen Linie, also in der Region, wo die großgewachsenen und blonden Menschen über-

6*

wiegen. Die von Odin entworfenen Karten lassen aber noch viel deutlicher erkennen, daß diejenigen Gegenden, wo Goten, Burgunder, Franken, Alemannen und Normannen sich angesiedelt haben, die größte Fruchtbarkeit an Talenten zeigen; daß dagegen die von der alpinen und mediterranen Rasse überwiegend bewohnten Provinzen auf eine geringe Prozentzahl herabsinken. Gerade da, wo die Germanen sich am dichtesten ansiedelten, besonders in den Mittelpunkten fränkischer und burgundischer Herrschaft, finden wir die größten Zahlen. Dadurch wird auch die historisch hervortretende Erkenntnis bestätigt, daß von den germanischen Einwanderungen die der Burgunder und Franken die wichstigsten waren.

Die Untersuchungen Odins sind von großem Werte, da sie ohne alle rassetheoretischen Voraussetzungen unternommen wurden. Er selbst bemüht sich vergeblich, geographische und ökonomische Ursachen für diese ungleiche Verteilung der Talente verantwortlich zu machen. Wer aber die Besiedelungsgeschichte Frankreichs durch die Germanen etwas genauer kennt, sieht auf den ersten Blick, daß Odins Karten, ohne daß der Autor selbst daran gedacht hat, den zwingenden Nachweis führen, daß vornehmlich die Germanen der organische Quell der französischen Talente gewesen sind.

Im einzelnen lassen die statistischen Untersuchungen Odins manche merkwürdige Zusammenhänge zutage treten, die von großer kulturhistorischer Bedeutung sind. Es ist einleuchtend, daß die regionäre Verteilung der Talente und diejenige der Rassenmerkmale nicht absolut scharf sich decken, da die gegenwärtige Verteilung der letzteren derjenigen im Mittelalter, infolge des eingetretenen Rassenwechsels, nicht mehr entspricht. Trotzdem ist die Parallelität auch heute noch fast durchgängig nachzuweisen. Nur zwei — scheinbare — Ausnahmen sind zu verzeichnen, die an der belgischen Grenze liegenden blonden Nord-Departements und die dunkelhaarigen Gebiete von Toulouse

und teilweise der Provence. Aber jene Departements sind erst relativ spät erworbene niederdeutsche Gebiete, die nicht zum französischen Kulturkreis gehört haben. Und was Toulouse und die Provence anbetrifft, so stammte aus diesen Gebieten zwar eine große Anzahl mittelalterlicher Troubadours und Gelehrten, aber zur Zeit der Renaissance und in der neueren Periode sind in diesen Departements fast keine oder nur sehr wenige Talente geboren worden, während die bedeutenden Männer des neueren Frankreich fast alle jenseits der Brocaschen Linie, im Nordosten, ihren Ursprung haben. Die Blüteperiode der Grafschaft Toulouse und der Provence war die glänzende Periode der gotischen Herrschaft, deren blonde Familien seitdem gänzlich ausgestorben sind, so daß diese Gebiete gegenwärtig zu den dunkelhaarigsten gehören und ein lehrreiches Beispiel von Rassenerschöpfung darbieten.

2. DIE RASSENABSTAMMUNG DER FRANZÖSISCHEN GENIES

Um die Herkunft der Genies zu erforschen, kommt außer der statistischen Methode die *genealogische* Untersuchung in Betracht, die auf einen rassenhaft verschiedenen Ursprung der Stammväter der Familien zurückführt. Unter den berühmten Männern Frankreichs können dergleichen Feststellungen aber nur bei einer geringen Anzahl gemacht werden, während in Italien solche Fälle häufiger sind und manche Familien genialer Männer bis auf fränkische, langobardische, schwäbische und normannische Vorfahren zurückgeführt werden können.

Die Familie Larochefoucaulds entstammte einem Geschlecht, dessen Stammsitz die kleine Stadt Larochefoucauld unweit Angoulême ist und das einen Ritter Foucauld de la Roche (um 1020) zum Stammvater hatte. Foucauld = Fulkwald. Diese

Familie war wohl fränkischer Herkunft. — Fénelons Familie gehörte zu den berühmtesten Geschlechtern des südfranzösischen Adels; ihr Stammsitz war seit dem 13. Jahrhundert das Schloß Salignac in Périgord. Der erste ist Bozon de Salignac, der Baron war. Bozon und Fénelon sind germanische Namen. — Chateaubriands Familie war eine der ältesten der Bretagne, die seit frühen Zeiten den Baronentitel führte, denn 1250 lebte Geoffroy IV., der schon der elfte Baron de Chateaubriand war. Briand = Brandt. — Malherbes Vorfahr war ein Baron de la Haye, der zu den Seigneurs und Baronen gehörte, die Wilhelm den Eroberer nach England begleiteten. Es war eine normannische Familie. — Diejenige Turgots war ebenfalls eine der ältesten Adelsfamilien der Normandie. Turgot ist skandinavisch. — Montesquieu war stolz darauf, von den fränkischen Eroberern abzustammen, und St. Simons Familie rühmte sich der Herkunft von den Karolingern.

Besonders interessant ist die Herkunft der Familie Napoleons. Nach den Forschungen Passerinis [1] stammte die korsische Familie von den Bonaparte in Florenz, deren Vorfahren die berühmten Cadolingi, Grafen von Pistoja, waren. Ihr Stammvater ist Guglielmo, genannt Bonaparte, ein Sohn Gianfaldos, der 1260 Ratsherr in Florenz war. 1529 siedelte ein Francesco di Giovanni Bonaparte nach Ajaccio über, von dem die Familie Napoleons abstammte. Die Grafen Cadolingi waren langobardischen Ursprungs. Cadolingi = dsch. Kadeling. Gianfaldo ist zusammengesetzt aus Giano (= Giovanni) und ahd. Faldo; Bonaparte ist eine abgeänderte Form des langobardischen Bonipert.

Diese Familien berühmter Franzosen sind fast die einzigen, die sich bis in ältere Zeit und auf germanische Vorfahren zurückführen lassen. Aber diese genealogische Methode, wie bedeutsam sie auch vom historischen Standpunkt aus sein mag, kann über den Rassentypus später Abkömmlinge nichts Sicheres aus-

[1] L. Passerini, Della origine della famiglia Bonaparte. Memoria storica, 1856.

sagen, da sie mehr juristischen als anthropologischen Wert besitzt. Denn wir werden später sehen, daß gerade von den genannten berühmten Männern nur Montesquieu, Napoleon und Fénelon germanischen Typus haben, während Chateaubriand, Turgot und Malherbe einen Mischtypus zeigen und Larochefoucauld eines von den wenigen französischen Genies ist, die schwarze Haare, braune Augen und braune Haut hatten.

Die einzige sichere Methode, über die Rassenabstammung der Genies Klarheit zu schaffen, ist die *anthropologische Genealogie*, d. h. die Feststellung ihres physischen Typus und die Zuteilung zu einer der Rassen, die auf Grund der anthropologischen Geschichte Frankreichs in Betracht kommen.

In dieser Hinsicht ist die kleine Arbeit bemerkenswert, die Lapouge im Jahre 1887 in der „Revue d'Anthropologie" über die Entvölkerung Frankreichs veröffentlicht hat. Er weist auf Grund von Porträtstudien darauf hin, daß die meisten berühmten Franzosen den dolichocephalen, in der Mehrzahl zugleich blonden Typus zeigen, während nur wenige den mehr oder minder reinen brachycephalen Typus haben.

Um über den physischen Typus der französischen Genies gründliche und genaue Feststellungen zu machen, habe ich denselben bei 250 berühmten Personen untersucht, die seit Ausgang des Mittelalters in Politik, Kunst und Wissenschaft sich ausgezeichnet, also im wahren Sinne des Wortes die neuere französische Geschichte gemacht haben. Zu diesem Zwecke wurden ausgedehnte biographische und ikonographische Studien unternommen. Gegen tausend Bände Lebensbeschreibungen, so ziemlich alles wichtige biographische Material, das ich in der Königlichen Bibliothek in Berlin und in der Nationalbibliothek in Paris auftreiben konnte, habe ich in bezug auf anthropologisch verwertbare Nachrichten durchsucht. Die ikonographischen Studien erstreckten sich zum Teil auf die 2000 Bände umfassende Sammlung der Nationalbibliothek von Bildnissen berühmter

Personen aller Zeiten und Völker, von der ich etwa 100 Bände mit Porträts von Franzosen durchmustert habe. Es sind meist Holzschnitte und Gravüren, darunter auch farbige nach Originalporträts. An diesen Bildnissen kann natürlich nur Kopf- und Gesichtsform festgestellt werden, dieses aber um so besser, da von den meisten Personen mehrere, zum Teil zahlreiche Porträts vorhanden sind, die verschiedene Kopfstellungen darbieten.

Wo biographische Nachrichten und die genannten Gravüren nicht ausreichten, da mußte das Studium der farbigen Originalporträts einsetzen. Diese sind in Frankreich in ungemein großer Zahl vorhanden, wenn ich recht einschätze, in größerer Zahl selbst als in Italien. Sie befinden sich meist in Paris, im Louvre, Musée Carnavalet, ferner einige in der École polytechnique, im Musée Dupuytren, in der Bibliothek des Konservatoriums, der großen Oper und des Théâtre français. Zahlreiche Porträts bergen die Museen von Versailles und Chantilly; die übrigen sind über ganz Frankreich zerstreut, und um diese an Ort und Stelle zu studieren, habe ich auf einer Rundreise diejenigen Städte mit ihren Galerien und Instituten besucht, wo ich vermutete, die gesuchten Bildnisse zu finden, und zwar Rouen, le Havre, Fécamp, Reims, St. Quentin, Cambray, Valenciennes, Sens, Troyes, Langres, Dijon, Lyon, Poitiers, Bordeaux, Toulouse, Narbonne, Montpellier, Aix, Marseille, Nizza. Einige Porträts sind in München, Turin und Florenz, hier besonders im Saal der Selbstbildnisse der Maler. Nicht wenige Porträts befinden sich in Privatbesitz, und diese aufzufinden und zugänglich zu machen, war nicht selten mit den größten Schwierigkeiten verbunden [1].

Körperliche Reste von berühmten Personen, z. B. Schädel, standen nicht zur Verfügung. Als merkwürdiges Beweisobjekt

[1] Auf der Ausstellung von Miniaturen und Gravüren des 18. Jahrhunderts, die im Mai 1906 in Paris eröffnet wurde, fand ich manch wichtiges Material, z. B. ein schönes Porträt von Houdon und eins von Mirabeau, das einzige, auf dem die blonden Haare nicht gepudert sind.

muß ich aber eine schöne, lange, blonde Haarlocke erwähnen, welche E. Renan im 8. Lebensjahr abgeschnitten wurde, und die von seiner Tochter, Frau Professor Psichari in Paris, sorgfältig aufbewahrt wird. Auch sind einige Totenmasken und Totenbüsten vorhanden, so von Napoleon, Hugo, Mirabeau, Sainte-Beuve, Béranger.

Über eine Anzahl berühmter Franzosen, die der jüngst vergangenen Generation angehören, habe ich von Zeitgenossen und Verwandten ausführliche Auskunft erhalten, so über Thiers, Thierry, Guizot, Mignet, Sainte-Beuve, Renan, Taine, Mérimée, Flaubert, Zola, Garnier, Delacroix, Puvis de Chavannes, George Sand, Flourens, Millet, Cl. Bernard, Becquerel, Gay-Lussac, Massé, Adam, Thomas [1].

In allen Fällen kam es darauf an, wenn irgend möglich, mehrere Porträts untereinander und mit den biographischen Nachrichten zu vergleichen. Auf diese Weise konnte der physische Typus bei den allermeisten der 250 Franzosen ganz oder zum größten Teil festgestellt werden, so daß der Rassetypus deutlich zu erkennen ist. Nur bei einer kleinen Zahl fehlen alle Untersuchungsmittel oder sind sie in nicht genügender Menge vorhanden. Es ist seltsam, zu beobachten, daß die Zeitgenossen von manchen berühmten Männern, selbst in umfangreichen Biographien, nicht ein einziges Wort über ihre körperliche Erscheinung berichten. Und meist ist es so, daß, wenn der erste Biograph nichts darüber schreibt, alle folgenden auch davon schweigen. So berichten die Zeitgenossen nichts, auch gar nichts, über die äußere Person von Pascal, P. Bayle, Bernardin de St. Pierre; andere Biographen ergehen sich in allgemeinen Ausdrücken, die anthropologisch keinerlei Wert besitzen. Da

[1] Allen denjenigen, die mir bereitwilligst mündlich oder schriftlich Auskunft erteilt haben, möchte ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen. *Alle* Anfragen, die ich nach Spanien gerichtet habe, sind dagegen ausnahmslos ohne Antwort geblieben. Frankreich ist noch immer das Land höflicher und liebenswürdiger Sitten.

lesen wir z. B. von erhabenen Stirnen, wallenden Haaren, leuchtenden Augen, milden Blicken usw. Einige Beispiele dieser Art möchte ich anführen. Von Racine heißt es: „Er hatte eine mittlere Gestalt, seine Gesichtszüge waren angenehm, sein Blick offen, seine Physiognomie milde und lebhaft." Über Foucault berichtet sein Schüler Lissajou, daß er schwach und zart gebaut, seine Gestalt wenig hoch, der Kopf klein, die Stirn wenig entwickelt, die Augen in ihrer Sehweite ungleich und seine Gesundheit sehr schwächlich war. Oder hören wir, was Madelaine über den Musiker Le Sueur sagt: „Sein Äußeres war würdevoll und anmutig, die Hülle einer außerordentlichen Seele. Er bewahrte bis an das Ende seiner Laufbahn einen Charakter von Schönheit, reich an Adel. Das Porträt Ciceros, wie es uns überkommen ist, macht den Eindruck, als wenn ihm unser berühmter und großer Zeitgenosse zum Vorbild gedient hätte." Bekannt ist die Schilderung, die Meister von Diderot gegeben hat: „Der Künstler, welcher das Ideal zum Kopf eines Aristoteles oder Platon gesucht hätte, würde schwerlich einen besseren modernen Kopf als den Diderots dazu gefunden haben." Schließlich erfährt man, daß seine Nase von männlicher Schönheit und der Ausdruck der Augen sanft und gefühlvoll war.

Auch die Porträts lassen in bezug auf manche Merkmale, wie die Haarfarbe, zuweilen im Stich, wenn die Personen in höherem Alter mit grauen und weißen Haaren dargestellt sind, Perücken tragen oder die Haare gepudert sind. Doch haben die Perücken meist diejenige Farbe, die dem natürlichen Haar entspricht, wie aus dem Vergleich mit biographischen Nachrichten hervorgeht. Nur bei Lafontaine ist dieser Punkt zweifelhaft; ich habe vier Bildnisse mit blonden oder rötlichen und zwei mit schwarzen Perücken gesehen. Welche Haarfarbe er in Wirklichkeit gehabt hat, ist daher ungewiß. Widersprechend sind auch die biographischen Nachrichten über Jeanne d'Arc, deren Haarfarbe von den Zeitgenossen bald als dunkel, bald als rötlich ange-

geben wird. Ein Bildnis aus dem Jahre 1581 im Museum zu Orléans zeigt kastanienbraune Haare und blaue Augen, ein noch älteres im Museum zu Versailles blonde Haare. Doch dürften diese Bildnisse kaum ikonographischen Wert besitzen; eine sichere Feststellung des physischen Typus der „Pucelle“ ist daher unmöglich.

Was die weiße Puderung anbetrifft, so war es bei frei hängenden Locken oder lose aufgebundenen Haaren Sitte, nur leicht anzupudern, so daß die natürliche Haarfarbe zu erkennen bleibt, z. B. die blonden Haare bei Voltaire, Greuze, Boucher, Cochin. Ein anderes Hilfsmittel ist die Farbe der Augenbrauen. Auf den Bildnissen der vorhin Genannten sind die Augenbrauen deutlich blond; auch die Bildnisse von Lavoisier, Laplace, Fontenelle, Pigalle und anderen zeigen blonde Augenbrauen; ihre weiß gepuderten Haare sind daher wahrscheinlich auch blond gewesen, zum mindesten nicht dunkel, zumal die anderen physischen Merkmale, hohe Gestalt, blaue Augen, Gesichtsbildung und Teint, den blonden Typus verraten. Bei anderen weiß gepuderten Haaren ist die natürliche schwarze Farbe aus den dunklen Augenbrauen und den schwarzen Bartstoppeln mit großer Sicherheit zu erschließen, so daß man z. B. unbedenklich annehmen kann, daß Chardin, Beaumarchais, Monge, De La Tour dunkle, wohl schwarze, und Diderot braune Haare gehabt hat.

Was die Anzahl der untersuchten Personen betrifft, so hatte ich zuerst die 100 berühmtesten vorgenommen. Ich fand aber bald, daß in diesen Grenzen die Auswahl recht schwierig war, so daß der Vorwurf der Willkür oder des Vorurteils leicht erhoben werden konnte. Schließlich schwoll die Sammlung auf 250 der bedeutendsten Personen an, die sich in Politik, bildender Kunst, Wissenschaft, Musik und Dichtkunst ausgezeichnet haben, und wenn man vielleicht auch in bezug auf die Wahl des einen oder anderen verschiedener Meinung sein mag, so

kann dies doch nicht entscheidend sein, da wohl kaum einer fehlt, der für die politische und geistige Entwicklung des neuen Frankreich von besonderer Bedeutung gewesen ist. Von den Lebenden habe ich nur drei unter diese Zahl aufgenommen, Rodin, Saint-Saëns und Berthelot, deren Leistungen und Werke schon historisch geworden sind.

Zu diesen 250 französischen Genies gehören:

1. *Staatsmänner und Kriegshelden:* Colbert, Coligny, Constant, Carnot, Danton, Desmoulins, Fleury, Henri IV., Karl der Kühne, Lafayette, Louis XIV., Louvois, Malesherbes, Marat, Mazarin, Mirabeau, Napoleon, Necker, Richelieu, Robespierre, Saint-Just, Sieyès, Sully, Talleyrand, Turgot, Turenne, Vauban.

2. *Philosophen:* Bayle, Cabanis, Charron, Condillac, Condorcet, d'Alembert, Diderot, Fontenelle, Gassendi, Helvétius, Lamettrie, Larochefoucauld, Malebranche, Montaigne, Pascal, J. J. Rousseau, Vauvenargues, Voltaire.

3. *Naturforscher:* Ampère, Arago, Becquerel, Bernard, Berthelot, Berthollet, Biot, Broca, Buffon, Chaptal, Cuvier, Decandolle, Dupuytren, Flourens, Foucault, Fourcroy, Gay-Lussac, Geoffroy Saint-Hilaire, Lagrange, Lallemand, Lamarck, Laplace, Lavoisier, Leverrier, Magendie, Mariotte, Maupertuis, Monge, Palissy, Paré, Pasteur, Regnault, Réaumur.

4. *Historiker und Soziologen:* Barante, Bodin, Comte, Fourrier, Gobineau, Guizot, Mably, Maistre, Michelet, Mignet, Montalembert, Montesquieu, Proudhon, Renan, Royer-Collard, L. Saint-Simon, Cl. H. Saint-Simon, Taine, Thierry, Thiers, Villemain, Volney.

5. *Dichter und Schriftsteller:* Augier, Balzac, Beaumarchais, Béranger, Bernardin de Saint-Pierre, Boileau, Bossuet, Châteaubriand, A. Chénier, J. M. Chénier, P. Corneille, Th. Corneille, Crébillon, Delavigne, Delille, Dumas père, Dumas fils, Fénelon, Flaubert, Gautier, Gresset, Hugo, Labruyère, Lacordaire, La-

fontaine, Lamennais, Lamartine, Lesage, Malherbe, Marmontel, Marivaux, Mérimée, Molière, Musset, Rabelais, Racine, Regnard, Ronsard, Rouget de Lisle, J. B. Rousseau, Sainte-Beuve, Stendhal, Vigny, Zola.

6. *Maler:* Berjeon, Boucher, Bouguereau, Bourdon, Callot, Carrière, Chardin, Chènavard, Clouet, Cochin, Courbet, Corot, Coypel, David, Delacroix, Desportes, Fantin-Latour, Flandrin, Fragonard, Français, Girodet, Greuze, Ingres, Jouvenet, Lancret, Latour, Largillière, Laurens, Lebrun, Legros, Lorrain, Manet, Meissonier, Mignard, Millet, Monet, Moreau, Nanteuil, Nattier, Natoire, Oudry, Philippe de Champaigne, Poussin, Puvis de Chavannes, Prudhon, Rigaud, Th. Rousseau, H. Vernet, Vouet, Watteau.

7. *Architekten und Bildhauer:* Attiret, Bouchardon, Carpeaux, Chapu, Corneille v. Clève, Coustou, Coysevox, David d'Angers, Delorme, Desjardins, Ducercaux, Garnier, Girardon, Goujon, Guillain, Houdon, Lerambert, Lescot, Mansard, Pater, Perrault, Percier, Pigalle, Pilon, Puget, Regnaudin, Rodin, Rude, Soufflot, Vignon, Viollet-le-Duc.

8. *Musiker:* Adam, Auber, Berlioz, Berton, Bizet, Boieldieu, Chopin, Couperin, Gounod, Gossec, Grétry, Lesueur, Massé, Méhul, Rameau, Saint-Saëns, Thomas, Vieuxtemps.

9. *Frauen:* Corday, Jeanne d'Arc, Lafayette, Roland, Sand, Sévignée, Staël, Vigée-Lebrun.

In meiner Arbeit über den Einfluß der germanischen Rasse auf die italienische Renaissance habe ich die einzelnen Personen ausführlich beschrieben und überall die biographischen und ikonographischen Nachweise genau angegeben. Eine solche Darstellungsweise ist auf die Dauer für Verfasser wie Leser gleich ermüdend und langweilig. Es genügt, diese Untersuchungsart an einem Beispiel zur Prüfung gestellt zu haben. Ich begnüge mich hier mit einem mehr summarischen Verfah-

ren, indem ich nur historisch oder anthropologisch merkwürdige Personen individuell beschreibe und nur bei besonders wichtigen Punkten das Beweismaterial näher bezeichne. Im folgenden gebe ich zuerst die Beschreibung einer Anzahl von blonden Typen, dann von gemischten und brünetten Typen und schließlich eine statistische Übersicht über die zahlenmäßigen Verhältnisse der einzelnen anthropologischen Merkmale, die bei den französischen Genies gefunden werden.

3. DIE BLONDEN UND BRÜNETTEN TYPEN

Ein typischer Vertreter der germanischen Rasse war *Lafayette*. Sein Biograph J. Cloquet schreibt über ihn: „Lafayette hatte eine hohe und gut gegliederte Gestalt, sein Kopf war groß, das Gesicht oval und regelmäßig, seine Stirn hoch und offen; seine Augen, die eine blaugraue Farbe hatten, waren groß und von schön geschwungenen blonden Brauen überragt, seine Nase war adlerförmig, der Teint hell und die Wangen leicht gerötet." Andere biographische Nachrichten und die Bildnisse zeigen außerdem, daß sein Haar blond oder blond-rötlich war. — Eine ähnliche Gestalt hatte *Voltaire*. Daß er hoch gewachsen und hager war, ist die einzige Nachricht, welche die zahlreichen Biographen über ihn geben. Sein bestes Porträt befindet sich im historischen Museum zu Versailles, das ihn als jungen Menschen in der Mitte der Zwanziger darstellt. Er hatte ein auffallend langes und schmales Gesicht, hellblaue Augen und blonde Haare, wie die leicht gepuderten Locken erkennen lassen. Auch die Augenbrauen sind deutlich blond. Im Musée Carnavalet befindet sich ein ähnliches Porträt, das ihm seltsamerweise braune Augen gibt, aber das Versailler sowie zahlreiche andere Bildnisse lassen keinen Zweifel darüber, daß er blaue Augen gehabt hat. — Der berühmte Chirurge und Augenarzt *Dupuytren* war von hoher

und kräftiger Gestalt, er hatte blaue Augen, einen weißen Teint, der an den Wangen leicht sich rötete, blonde Haare und die Gesichts- und Schädelbildung der nordischen Rasse. Über ihn besitzen wir ein genaues Sektionsprotokoll, danach war die Schädellänge 19,2 cm, die Schädelbreite 14, der Index also 73. Daß er dolichocephal war, geht auch aus der Nachricht hervor, daß das Hinterhaupt sehr stark entwickelt war. Übrigens zeichnete sich Dupuytren als Kind durch eine so außerordentliche Schönheit aus, daß er zweimal von Fremden entführt wurde. — Das gerade Gegenteil eines schönen Menschen war *Danton*. Er hatte eine athletische Gestalt von 195 cm Höhe, blaue Augen und höchstwahrscheinlich blonde Haare, da auf seinem Porträt mit weißgepuderten Haaren die Augenbrauen blond sind. Sein Gesicht war häßlich gebildet und durch Pockennarben entstellt. Dagegen zeigt seine blauäugige Mutter, deren Bildnis im Museum zu Troyes sich befindet, ein regelmäßig gebildetes Gesicht mit feinen Zügen. — Denselben Typus wie Lafayette, Voltaire usw., nur in individuellen Zügen abweichend, besaßen viele andere, z. B. *Gassendi, Ronsard, Bossuet, Malebranche, Leverrier, Lavoisier, Laplace, Flaubert* (einen „echten Wikinger" nennt ihn sein Biograph Faguet), *Puvis de Chavannes, Mignet, Th. Rousseau, Berlioz, Gounod, Berthollet, Manet.*

Blondhaarig, blauäugig und mittelgroß waren z. B. *Montesquieu, Bizet, Massé, Auber, Chopin, Proudhon, Cuvier, Renan, Fantin-Latour, Bernardin de Saint-Pierre, Béranger.*

Auch einige unter mittelgroße oder kleine Gestalten dieser Art sind aufzuführen. In erster Linie muß hier *Napoleon* genannt werden. Von ihm gibt es zahlreiche Porträts, die von Legros, Greuze, Gérard und anderen gemalt sind. Berühmt sind die Bildnisse von Legros, die Napoleon als Lieutenant-Colonel darstellen. Auf diesen hat er helles, aschblondes, wallendes Haar, auf anderen ist es mehr rötlich oder dunkelblond; offenbar hatte

er jene Spielart des Blonden, die je nach der Beleuchtung heller oder dunkler erscheint. Die Augen waren blau, das Gesicht lang und schmal, ebenso die leicht gebogene Nase. Was die Form seines Schädels anbetrifft, so hat man aus Napoleons Feldhut im Berliner Zeughaus schließen wollen, daß er ein Rundkopf gewesen sei. Aber abgesehen von den großen methodischen Bedenken, aus der Form eines steifrandigen Hutes auf die Schädelform seines Trägers schließen zu wollen — nach meinen Beobachtungen entstehen dabei die gröbsten Irrtümer —, lassen die zahlreichen Büsten sowie Porträts, die den Kopf in den verschiedensten Stellungen zeigen, keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Napoleon einen schmalen Schädel gehabt hat. Dies geht überdies aus seiner Totenmaske aufs deutlichste hervor, die einen Teil des Schädels mitumfaßt. Die Langschädeligkeit Napoleons wird auch dadurch sehr wahrscheinlich gemacht, daß seine Heimat Korsika von allen Departements Frankreichs den niedrigsten Index, 76,93, hat. Zeitgenossen berichten aus seiner Offiziers- und Konsularzeit, daß seine Haut gelb gewesen und er wie eine häßliche Kröte ausgesehen habe. Doch wurde er in jenen Jahren von heftigen Fiebern heimgesucht und litt er an einer Hautkrankheit. Als er später gesund wurde, nahm seine Haut die natürliche marmorweiße Farbe wieder an, die der ganzen Familie eigen war. Seine Gestalt war unter mittelgroß; sie ist nicht etwa durch Mischung mit der kleinen brünetten Rasse entstanden, sondern die ganze Gestalt Napoleons macht, ähnlich wie diejenige des blonden Raffael, den Eindruck einer „grazilen Variation“ der nordischen Rasse. Seine physischen Eigenschaften hat er vornehmlich von seinem Vater ererbt, während seine Mutter eine hohe Gestalt, braune Haare und braune Augen hatte. Napoleons Geschwister zeigen teils den blonden, teils einen Mischtypus.

Über den Typus von *Montaigne* sind wir durch biographische Nachrichten und Bildnisse genau unterrichtet. Er war

etwas untermittelgroß, aber stark gebaut, seine Haut frisch-rot, die Augen blau, die Haare blond. Der Bart soll nach der Angabe eines Biographen kastanienbraun gewesen sein. Doch zeigt das älteste Bildnis, das im Musée Chantilly ist, neben rötlich-blonden Haaren und Augenbrauen auch einen blonden Bart, immerhin ist der Bart etwas dunkler als das Haar. — Klein von Gestalt war auch der blonde, blauäugige *David d'Angers*. Sein Rückgrat war gebeugt, die rechte Schulter hoch, und die Kopfbildung macht den Eindruck einer rachitischen tête carrée. Seine pathologische Körperbildung ist derjenigen von Kant sehr ähnlich. — Sein großer Vorgänger *Houdon* war ebenfalls klein, der Teint frisch-rot, die Augenfarbe blau. Der Kopf hatte die Bildung der nordischen Rasse, war aber, wie ein Biograph berichtet, im Verhältnis zu seiner Statur ungemein groß. Der große Schädel und die kleine Gestalt waren daher wahrscheinlich ein Ergebnis abnormen Wachstums.

Es folgen einige großgewachsene, blonde und blauäugige Gestalten, die in anderen Merkmalen eine leichte Mischung mit der brünetten Rasse erkennen lassen. Dahin gehört *Molière* mit seinem bräunlichen Teint und dichten schwarzen Augenbrauen, *Mérimée* und wahrscheinlich auch *Jules de Maistre*, beide mit ebenfalls schwarzen Augenbrauen, doch ist bei letzterem die Haarfarbe nicht bekannt.

Eine leichte Mischung mit brünetter Rasse zeigen auch die großgewachsenen, weißhäutigen Blonden mit braunen Augen, die ich in Frankreich viel häufiger gefunden habe als unter den berühmten Männern Italiens. Als Beispiele seien angeführt: *P. Corneille*, dessen blonder Bruder Thomas dagegen blaue Augen hatte; *Mirabeau* mit seiner Hünengestalt und seiner blonden Löwenmähne (sein grazil gebauter Vater, dem er sonst sehr ähnlich sieht, hat blaue Augen); *Lamartine*, von dem der Biograph als „einem edlen Kind mit blonden Haaren“ spricht (die später dunkelblond-rötlich wurden), ferner *Legros*, *Con-*

7

dorcet, *Pascal*, *Clouet*. Hohe Gestalt, blaue Augen und braune Haare hatten *Taine* und *Thomas*, dabei mittlere Größe *Lagrange*, wahrscheinlich auch *Chaptal* und *Magendie*.

Einen sonderbaren Mischtypus stellte *V. Hugo* dar. Er hatte blonde Haare, rosig-frischen Teint, braune Augen, kleine Gestalt, enorm großen Kopf mit breitem Schädel, breitem Gesicht, doch großer, leicht gebogener Nase. Daß Hugo „blond und rosig" war, bezeugt Th. Gautier, der darüber betrübt war und tief bedauerte, daß der Fürst der romantischen Poesie nicht dunkelhaarig und bleich war. Die kleine Gestalt ist in diesem Falle offenbar Erbteil des homo alpinus.

Hohe Gestalt in Verbindung mit braunen Augen, braunen Haaren, hellem Teint und Gesichtszügen der nordischen Rasse finden wir bei *Boieldieu*, *Condillac*, *Gobineau*, *Turgot*, *Diderot* (das Ebenbild Goethes) und *Th. Gautier*, dessen Gesicht aber breit ist und die Züge des homo alpinus trägt.

Eine Kombination von großer Gestalt, blauen Augen, hellem Teint und schwarzen Haaren zeigen *Rude*, *Beaumarchais*, *Malherbe*, *Millet*, *Poussin*, doch hatte der letztere bei schwarzem Haar einen hellblonden Bart. *Garnier* hatte dagegen dunkle Gesichtsfarbe und helle, blaugrüne Augen. Großgewachsene Mischlinge mit braunen Augen, schwarzen Haaren und meist hellem Teint waren z. B. *Richelieu*, *Arago*, *Royer-Collard*, der im übrigen seiner blauäugigen Mutter glich; vielleicht gehören hierhin auch *Monge*, *Marivaux* und *Buffon*, der einen auffallend frischen Teint und schwarze dichte Augenbrauen besaß, die ein Erbteil und Stolz der Familie waren, doch ist die Farbe der Haare nicht bekannt. *Courbet* hatte eine sehr hohe Gestalt, schmales Gesicht, konisch geformten Schädel, schwarze Haare und schwarzen Bart, doch war der Bart in jungen Jahren, als er zu sprossen begann, hellblond, wie sein Porträt im Louvre zeigt, das unter der Bezeichnung l'homme à la ceinture bekannt ist.

Eigenartige Mischlinge waren Descartes, Marat, Stendhal und

andere. *Descartes* hatte eine etwas unter mittelgroße Gestalt, dunkelbraune Haare, helleren Bart, graue Augen mit schwarzen Punkten, in der Jugend einen blassen Teint, der später rosig wurde und im Alter gelbliche Färbung annahm. Das Gesicht war lang und die Nase groß. — *Marat* war klein, hatte graugelbe Augen, braune Haare, schwarzen Bart, einen blassen, bleifarbenen Teint, ein breites Gesicht mit Adlernase. — *Stendhal* war mittelgroß, sein Haar und Bart dunkelbraun, der Teint frischrot, das Gesicht breit, die Nase schmal und gebogen. Wenn man mit dieser Beschreibung von M. R. Colomb das Reliefporträt vergleicht, das David d'Angers angefertigt hat, muß der Schädel breit, aber zugleich sehr lang gewesen sein. — *Zola* hatte eine etwas untermittelgroße Gestalt, das Haupthaar war dunkelbraun, der Bart kastanienbraun, um den Mund heller und rötlich, Teint blaß, Augen braun. — *Carpeaux* war mittelgroß, Haupthaar schwarz, Bart braun, Augen braun, Teint blaß, doch war das Haar in der Jugend lichtbraun. — *Colbert* hatte dunkle (schwarze oder dunkelbraune) Haare, hellen Teint, kleinen hellblonden Bart, braune Augen und schwarze Augenbrauen. Andere Glieder seiner Familie waren blond und blauäugig. — Klein, schwarzhaarig mit blasser Hautfarbe waren *Guizot* und *Thiers*, der erstere mit einem schmalen, der letztere mit einem breiten Gesicht.

J. J. Rousseau hatte eine mittlere Körpergröße, schwarze Haare, braune Augen, bräunlichen, aber doch aufgehellten Teint, so daß die Wangen frisch-rot waren. Fast die gleiche Kombination der Eigenschaften findet man bei *Frau Staël*, deren „Teint mehr braun als frisch war, doch immerhin gerötet und beim Sprechen sich belebend".

Mit diesen Typen nähern wir uns immer mehr Vertretern der brünetten Rasse, deren Kombination von schwarzen Haaren, braunen Augen und braunem Teint ich bisher nur bei *Larochefoucauld* und *Delacroix* gefunden habe, von denen der erstere

mittelgroß, der letztere übermittelgroß war. Andere Glieder der Familie Larochefoucaulds zeigen den blonden Typus. Ob auch *Balzac* und *Claude Lorrain* hierhin gehören, ist nicht gewiß, da ich über ihre Hautfarbe nichts Sicheres finden konnte.

Bei einigen reicht das vorhandene ikonographische und biographische Material nicht aus, um ihren Typus genau festzustellen. Von *Cabanis* wird z. B. nur berichtet, daß er mittelgroß war und einen blassen Teint hatte. Farbige Bildnisse gibt es nicht (soweit mir bekannt), doch fand ich im Cabinet d'estampes der Nationalbibliothek eine schöne Gravüre mit einem schmalen, edel geformten Gesicht. — Über *Ampère* wissen wir nur, daß er von hoher Gestalt war, einen blassen Teint hatte, über den eine leichte Röte flog; nach seiner Büste im Museum zu Lyon hatte er eine nordische Kopfbildung. — *Geoffroy St. Hilaire* war schlank und groß und hatte hellen Teint. Heim hat von ihm ein sonst wenig bekanntes schönes Bildnis in schwarzer Kreide überliefert, das sich im Louvre befindet. Das Gesicht ist lang und schmal, das Reliefbildnis von David d'Angers zeigt außerdem einen langen Schädel. Farbige Bildnisse gibt es nicht, doch ist er höchst wahrscheinlich lichthaarig gewesen, da die erwähnte Kreidezeichnung von Heim das leicht gelockte Haar ganz hell wiedergibt, und weiße oder gepuderte Haare ausgeschlossen sind. — Über *Lamarck* gibt es nicht eine einzige verwertbare biographische Nachricht, auch habe ich kein farbiges Bildnis finden können, doch gibt es zahlreiche Gravüren, die echte nordische Kopf- und Gesichtsbildung erkennen lassen. Er stammte väterlicher- und mütterlicherseits aus alten Seigneurs-Familien der Picardie, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß er germanischer Abkunft war. — Von *Lamettrie* ist nur eine einzige Gravüre auf uns gekommen, die ein langes Gesicht mit langer Nase zeigt, ebenso von *Lancret*, dessen Gesicht außerordentlich schmal war. — Über *Watteau* berichten die Zeitgenossen, daß er eine mittlere Gestalt und schwache Konstitution

gehabt hat. Drei Selbstbildnisse, die ihn in verschiedenem Lebensalter darstellten, sind verschollen. Doch sind Gravüren von ihnen erhalten, die ein auffallend langes Gesicht und eine schmale, leicht gebogene Nase erkennen lassen. Vielleicht hatte er braune Augen. — Über *P. Bayle* gibt es keinerlei anthropologisch verwertbare Nachrichten; sein Ölbildnis von C. von Loo und dessen Kopien sind verschollen; trotz großer Bemühungen konnte ich nicht die geringste Spur davon entdecken.

Während wir über Madame de Sévignée genau unterrichtet sind, haben wir über *Madame Lafayette* nur die Notiz, daß sie eine sehr hübsche Frau gewesen sei. Das am besten beglaubigte Bildnis ist eine Gravüre von Ferdinand, auf der sie ein länglich-ovales Gesicht und eine schmale etwas hervorragende Nase zeigt. Ein farbiges Porträt befindet sich in Versailles, doch wird es für unecht gehalten. Falls es echt ist, war sie blondhaarig und blauäugig wie Madame de Sévignée [1].

Von *Pilon*, *Lescot*, *Delorme*, *Ducerceaux* sind nur Gravüren vorhanden, ebenso von *Vignon*, dem Erbauer der Madelaine-Kirche. Sie zeigen die Gesichtszüge der nordischen Rasse, weiteres ist über sie nicht bekannt.

Alle bisher genannten Personen sind Vertreter der drei europäischen Rassen oder ihrer Kreuzungen. Bei zwei französischen Talenten haben wir auch eine Beimischung von Negerrasse

[1] Daß Mme. Lafayette blond war, wird durch die Gravüren wahrscheinlich gemacht. Denn wie ein Vergleich von biographischen Nachrichten und farbigen Bildnissen mit den Gravüren immer wieder lehrt, kann die Haarfarbe bis zu einem gewissen Grade auch aus den letzteren (ähnlich wie aus Photographien) erschlossen werden. Dunkle Haare sind auch in den Stichen dunkel wiedergegeben, während hell gravierte Haare entweder blonde, ergraute oder gepuderte darstellen können. Blonde Farbe ist nur dann als wahrscheinlich anzunehmen, wenn aus anderen Gründen (Alter, Haartracht) ergraute und gepuderte Haare auszuschließen sind. — Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß sonst alle meine Angaben über Haarfarbe aus biographischen Nachrichten oder farbigen Bildnissen herrühren.

festzustellen, bei den beiden Dumas. *A. Dumas père* hatte einen Neger zum Großvater. Er war von großer Gestalt, hatte schwarzes krauses Haar und hellblaue Augen. Die Gesichtszüge, namentlich die dicken Lippen, verraten noch deutlich das Negerblut. *A. Dumas fils*, dessen Mutter eine Jüdin war, läßt in den leicht gekräuselten Haaren und in den etwas dicken Lippen noch Nachwirkungen der Rasse seines Urgroßvaters erkennen; im übrigen war er großgewachsen, blond und blauäugig.

4. ÜBERSICHT ÜBER DIE ANTHROPOLOGISCHEN MERKMALE DER GENIES

Im folgenden gebe ich eine Übersicht über die anthropologischen Merkmale, über Körpergröße, Kopf- und Gesichtsform, Hautfarbe, Haar- und Augenfarbe, die bei den französischen Genies festgestellt wurden.

1. KÖRPERGRÖSSE

Hohe oder übermittelgroße Gestalt (d. h. über 170 cm): Ampère, Arago, Attiret, Augier, Beaumarchais, Becquerel (über 175 cm), Berlioz, Bernard, Berthollet, Biot, Boieldieu, Bossuet, Buffon (178), Carnot, Carrière, Coysevox, Condé, Condillac, P. Corneille, Corot, Courbet, Danton (195), David, Decandolle, Delacroix, Diderot, Dumas père, Dumas fils, Dupuytren, Fénelon, Flaubert, Flourens, Fontenelle, Français, Garnier, Gassendi, Gautier, Gay-Lussac, Geoffroy St. Hilaire, Girardon, Géricault, Goujon, Gounod, Henri IV., Lafayette, Lamartine, Laplace, Largillière, Lavoisier, Legros, Leverrier, Louis XIV., Maistre, Malebranche (195), Manet, Mazarin, Mérimée, Mignard, Mignet, Millet (175), Mirabeau, Molière, Monge, Montalembert, Musset, Necker, Perraud, Poussin, Puvis de Chavannes, Rameau, Richelieu, Royer-Collard (176), Th. Rousseau, Rude, Taine, Talleyrand,

Thomas, Turgot, Vauban, Vieuxtemps, Vigny, Viollet-le-Duc, Voltaire.

Mittelgroß (um 170 cm): Auber, Bizet, Boileau, Broca, Cabanis, Carpeaux, Charron, Châteaubriand, Chopin, Cuvier, Fantin-Latour, Fourrier, Greuze, Lafontaine, Larochefoucauld, Lesage, Lorrain, Massé, Michelet, Manet, Montesquieu, Proudhon, Racine, Regnault, Renan, Robespierre, J. J. Rousseau, Saint-Saëns, Sainte-Beuve, Mme. Staël, Stendhal, Thierry, Turenne, Watteau.

Klein oder unter mittelgroß: Adam, Balzac, Chapu, Comte, David d'Angers, Descartes, Foucauld, Fragonard, Gossec, Guizot, Houdon, Hugo, Lamennais, Latour (168), Marat (162,5), Meissonier, Montaigne, Napoleon, Pasteur, Sand, Thiers, Villemain, Zola (165).

In Zahlen ausgedrückt, ergibt sich, daß 84 hohe Gestalt, 34 mittelhohe und 24 untermittelgroße oder kleine Gestalt besaßen. Die Anzahl der kleinen Individuen ist sehr gering, auch glaube ich, daß, wenn von den 250 Talenten insgesamt die Körpergröße bekannt wäre, ihr verhältnismäßiger Anteil noch mehr sinken würde. Denn wenn die Biographen auch sonst nichts über die äußere Gestalt berichten, so pflegt die kleine Körpergröße immer von ihnen erwähnt zu werden. Die übrig bleibenden sind sehr wahrscheinlich zum größten Teil mittelhohe oder große Gestalten gewesen.

2. KOPF- UND GESICHTSBILDUNG

Da von allen behandelten Genies Porträts, wenn auch von einigen nur in Form von Gravüren, vorhanden sind, so sind wir über die Gesichtsbildung von allen anthropologischen Merkmalen am besten orientiert. Schmale und lange Gesichtsform finden wir bei der überwiegenden Mehrzahl. Um so mehr fallen die wenigen mit breiten Gesichtern auf, wie Gautier, V. Hugo, Cl. Lorrain, Corot, Stendhal, Thiers, Sainte-Beuve, Broca, Marat,

Monge, Ingres, Balzac. Was die Schädelform anbetrifft, so haben wir hierüber wenige unmittelbare Zeugnisse. Den Index kennen wir nur von Dupuytren (73); von Montesquieu wird berichtet, daß er einen sehr schmalen Kopf hatte; ebenso wurde mir von verschiedenen Seiten mitgeteilt (unter anderen von Professor Ribot), daß Renan dolichocephal war, was durch seine Photographien, auf denen er mit nach vorne gesenktem Haupte dargestellt ist, bestätigt wird. Auch über Comte wird berichtet, daß sein Kopf eine ovale Form hatte. Die Totenbüsten von Napoleon und Béranger lassen deutlich erkennen, daß sie dolichocephal waren. Im übrigen dürfen wir nach den Regeln anthropologischer Wechselbeziehungen mit großer Sicherheit annehmen, daß zu den langen und schmalen Gesichtern auch ebensolche Schädel gehören, namentlich wenn die betreffenden Personen zugleich blond und großgewachsen sind. Sehr wahrscheinlich sind aber auch breite Langköpfe unter ihnen zu finden. Besonders breite Schädel besaßen Broca, Sainte-Beuve, Hugo, Thiers, Marat, und zwar scheinen die beiden letzteren echte Kurzköpfe gewesen zu sein, während die ersteren einen breiten, aber zugleich langen Schädel besaßen, denn die Biographen sagen von Hugo, daß er eine „tête énorme", und von Sainte-Beuve, daß er eine „grande tête rousse" gehabt habe. Beide waren blond, Sainte-Beuve hatte zudem eine große Nase, „un nez curieux", wie mir sein langjähriger Sekretär Troubat mitteilte. Wahrscheinlich hatten auch Balzac, Monge und Ingres einen breiten Schädel. Breites Gesicht mit Stumpfnase, wie es bei dem alpinen Typus vorherrscht, habe ich nur bei Balzac und Gautier gefunden, von denen der letztere aber durch die hohe Gestalt und braunen Haare seine Mischlingsnatur verrät. Zola hatte ein langes und schmales Gesicht, aber eine breite Stirn, und als er später volle Wangen bekam, machte sein Gesicht den Eindruck einer breiten Bildung. Mirabeau macht auf seinen Bildnissen ebenfalls den Eindruck eines breiten Gesichts,

aber dies ist offenbar durch die dicken fleischigen Wangen bedingt, da seine Totenmaske ein sehr langes und ziemlich schmales Gesicht erkennen läßt.

3. HAUTFARBE

Bei der überwiegenden Mehrzahl ist der Teint hell, entweder blaß-weiß oder rosig-weiß. Blassen Teint hatten z. B. Cabanis, Ampère, Guizot, Mérimée, Thiers, Gautier. Ein frischer rosiger Teint wird besonders gerühmt von Montaigne, Charron, Beaumarchais, Flaubert, Gossec, Bizet, Vigny, Buffon, Massé, Decandolle, Malebranche, Malherbe, Turgot. Auffallend frisch-rot war die Gesichtsfarbe bei Corot und Renan. Besonders weißen Teint besaßen Napoleon („marmorweiß") und Proudhon („weiß wie Kreide"). Madame Sévignée hatte „einen bewundernswerten Teint, von einem Glanz und einer Frische, wie man sie nur beim Erwachen der Morgenröte über die schönsten Frühlingsrosen sich ausbreiten sieht". Madame de Staël war „mehr braun als frisch", doch war ihr Teint so aufgehellt, daß die Wangen gerötet waren. Eine ähnliche Gesichtsfarbe hatte J. J. Rousseau. Ein brauner oder gelblicher Teint ist nur von sehr wenigen berichtet, von Molière, Louis XIV., Garnier, Delacroix, Larochefoucauld, G. Sand.

4. HAARFARBE

Helle Haare (hell- bis dunkelblond, rötlich): Auber, Augier, Barante, Berjeon, Béranger, Berlioz, Bernardin de St. Pierre, Berthelot, Berthollet, Berton, Bizet, Bouchardon, Boucher, Bourdon, Bossuet, Bouguereau, Callot, Carnot, Carrière, A. Chénier, J. B. Chénier, Chènavard, Clouet, Chopin, Cochin, Condé, Condorcet, Coligny, Th. Corneille, P. Corneille, Corneille v. Clève, Corday, Couperin, Coypel, Coysevox, d'Alembert (?), Danton, J. L. David, David d'Angers, Delavigne, Desjardins, Desportes, Dumas fils, Fantin-Latour, Fénelon, Flandrin, Flaubert, Flourens,

Fontenelle, Fourcroy, Français, Gassendi, Geoffroy St.-Hilaire (?), Géricault, Girardon, Girodet, Gossec, Goujon, Gounod, Gresset (?), Grétry, Greuze, Guillain, Helvétius (?), Hugo, Henri IV., Jouvenet, Karl der Kühne, Lacordaire, Labruyère, Lafayette, Mme. Lafayette (?), Lallemand, Lamartine, Largillière, Laurens, Laplace, Lerambert, Lebrun, Legros, Leverrier, E. Lesueur, Malebranche, Manet, Mansard, Massé, Mazarin, Mérimée, Mignard, Mignet, Mirabeau, Montesquieu, Molière, G. Moreau, Napoleon, Nanteuil, Pater, Paré, Pascal, Percier, Proudhon, Prudhon, Puvis de Chavannes, Pigalle (?), Rabelais, Rameau (?), Regnard, Regnaudin, J. B. Regnault, Robespierre, Mme. Roland, Ronsard, Th. Rousseau, J. B. Rousseau, Sainte-Beuve, Saint-Just, L. Saint-Simon, Cl. H. Saint-Simon, Mme. Sévignée, Sully, Talleyrand, Turenne, Vauban, Vigée-Lebrun, H. Vernet, Vieuxtemps, Vigny, Viollet-le-Duc, Voltaire, Vouet.

Mischfarbene Haare (braun verschiedener Art und Kombination von blond und schwarz): Adam, Becquerel, Bernard, Biot, Boieldieu, Broca, Carpeaux, Chaptal, Chapu, Colbert, Condillac, Corot, Courbet, Decandolle, Descartes, Desmoulins, Diderot, Gay-Lussac, Gautier, Gobineau, Ingres, Lagrange, Lamennais, Louis XIV., Louvois, Magendie, Marat, Meissonier, Méhul, Michelet, Monet, Pasteur, Poussin, Puget, Perrault, Racine, Rouget de Lisle, Rigaud, Sand, Saint-Saëns, Stendhal, Taine, Thomas, Thierry, Turgot, Zola.

Schwarze Haare: Arago, Balzac, Beaumarchais, Chardin (?), Dumas père, Garnier, Guizot, Latour, Larochefoucauld, Lorrain, Malherbe, Millet, Monge, Montalembert, Richelieu, Rude (?), Royer-Collard (?), J. J. Rousseau, Staël, Thiers.

Unter den Schwarzhaarigen sind alle diejenigen aufgezählt, die schwarzes Haupthaar haben. Manche von ihnen mögen in der Jugend vielleicht hellere Haare oder einen helleren Bart gehabt haben und müßten dann in die zweite Abteilung eingereiht werden. Von Rousseau ist bekannt, daß er auch in der Jugend

dunkle Haare hatte; auch schwarzen Bart besaßen Beaumarchais, Millet, Malherbe, Richelieu, von den anderen ist die Bartfarbe nicht bekannt.

Demnach finden wir 130 mit hellen, 46 mit mischfarbenen und 20 mit schwarzen Haaren.

5. AUGENFARBE

Helle Augen (blau, blaugrau, blaugrün): Auber, Augier, Attiret, Barante, Beaumarchais, Berjeon, Berlioz, Bernard, Berthelot, Berthollet, Berton, Bizet, Boucher, Bouchardon, Bourdon, Bouguereau, Bossuet, Broca, Carnot, Carrière, Chaptal, Chardin, Charron, Chènavard, A. Chénier, J. M. Chénier, Chopin, Cochin (?), Coligny, Condé, B. Constant, Corday, Th. Corneille, Corneille v. Clève, Couperin, Coustou, Coypel, Coysevox, Crébillon, Cuvier, J. L. David, David d'Angers, Danton, Delavigne, Delille, Desjardins, Desportes, Dumas père, Dumas fils, Dupuytren, Fantin-Latour, Flaubert, Flandrin, Fleury, Flourens, Fontenelle, Fourcroy, Fourier, Fragonard, Français, Garnier, Gassendi, Géricault, Girardon, Girodet, Gounod, Gossec, Gresset, Grétry, Guillain, Hélvetius, Henri IV., Houdon, Jouvenet, Karl der Kühne, Labruyère, Lacordaire, Lafayette, Mme. Lafayette (?), Lafontaine, Lagrange, Lallemand, Lamennais, Laplace, Largillière, Latour, Lavoisier, Lebrun, Lesage, Lerambert, Lesueur (Maler), Lesueur (Musiker), Leverrier, Louis XIV., Mably, Magendie, Maistre, Malebranche, Malherbe, Malesherbes, Manet, Mansard, Maupertuis, Marmontel, Méhul, Mérimée, Mignard, Mignet, Millet, Molière, Montaigne, Montalembert, G. Moreau, Musset, Nattier, Nanteuil, Napoleon, Natoire, Oudry, Pater, Paré, Palissy, Pasteur, Percier, Pigalle, Philippe de Champagne, Poussin, Proudhon, Puvis de Chavannes, Regnard, Regnault, Regnaudin, Renan, Robespierre, Roland, Mme. Roland, Ronsard, Rouget de Lisle, J. B. Rousseau, Th. Rousseau, L. Saint-Simon (Duc), Sainte-Beuve, Saint-Just, Sévignée, Sieyès, Soufflot, Saint-Saëns, Taine,

Talleyrand, Thomas, Turenne, Vauban, Vernet, Vigée-Lebrun, Vieuxtemps, Vigny, Viollet-le-Duc, Voltaire, Vouet.

Mischfarbene Augen: Fénelon hat auf seinen Bildnissen in München und Versailles (von Vivien) das linke Auge fast blau (blaugrau), während das rechte mehr bräunlich (graubraun) ist. Fast die gleiche Augenfarbe hatte d'Alembert (nach seinen Porträts im Musée Carnavalet und in Versailles in der salle des académiciens). Descartes hatte graue Augen mit schwarzen Punkten; Marats Augen waren graugelb, ähnlich, aber etwas dunkler waren diejenigen von Prudhon und Cl. H. Saint-Simon.

Braune Augen: Adam, Arago, Balzac, Becquerel, Boileau, Boieldieu, Buffon, Carpeaux, Condillac, Condorcet, Châteaubriand, Corot, Courbet, Clouet, Decandolle, Delacroix, Desmoulins, Diderot, Gay-Lussac, Gautier, Guizot, Gobineau, Greuze, Hugo, Ingres, Lamartine, Larochefoucauld, Louvois, Legros, Marivaux, Meissonier, Michelet, Mirabeau, Monet (?), Monge, Pascal, Perrault (?), Puget, Racine, Rameau, Richelieu, Rigaud, J. J. Rousseau, Royer-Collard, Staël, Sand, Stendhal, Thierry, Thiers, Turgot, Villemain, Zola.

Die Augenfarbe konnte von 218 Personen festgestellt werden, und zwar zeigten 160 helle, 52 braune und 6 mischfarbene Augen.

Aus dieser Statistik ergibt sich ein *starkes Überwiegen der nordischen Rassenmerkmale,* der hohen Gestalt, schmalen Gesichtsbildung und hellen Farben; und fassen wir den Typus der einzelnen Personen nach den vorwiegenden anthropologischen Merkmalen ins Auge, so ergibt sich als Schluß: Die überwiegende Mehrzahl gehört der nordischen (germanischen) Rasse an, dann folgt eine geringere Anzahl von Mischlingen, die teils mehr der nordischen, teils mehr der brünetten Rasse sich nähern, schließlich eine sehr kleine Anzahl, die man der alpinen oder mediterranen Rasse zuschreiben muß. Da bei den 250 Individuen nicht *alle* in Betracht kommenden Merkmale festge-

stellt werden konnten, ist ein zahlenmäßiges Verhältnis der drei Typen untereinander nicht ganz genau auszurechnen. Aber aus den Prozentualzahlen der anthropologischen Merkmale kann immerhin mit großer Gewißheit geschlossen werden, daß ungefähr 70—75 Proz. dem germanischen, 20—25 Proz. dem gemischten und 5 Proz. dem brünetten Typus angehören. Damit ist nicht gesagt, daß die Individuen der ersten Gruppe alle der germanischen Rasse eigentümlichen Merkmale rein und unvermischt besitzen. Es kann sich hierbei nur um relativ reine Rassetypen und um das Vorherrschen einer bestimmten Zusammenordnung der Eigenschaften handeln. Dasselbe ist auch bei der dritten Gruppe der Fall. Während in der ersten Gruppe etwa 115—120 Personen mit blonden Haaren und blauen Augen, in der zweiten Gruppe etwa 30 mit mischfarbenem Haar und braunen Augen, können in der letzteren nur 10 festgestellt werden, die zugleich schwarze Haare und braune Augen haben, und nur 2, die eine Kombination von schwarzen Haaren, braunen Augen und unvermischtem braunen oder gelblichen Teint aufweisen, nämlich Larochefoucauld und Delacroix. Rousseau und Staël stehen diesem Typus nahe, doch mögen auch noch einige andere mehr diese Kombination der physischen Merkmale gehabt haben.

5. DIE RASSENENTARTUNG DER FRANZÖSISCHEN NATION

Der Verfall der römischen Macht und Kultur in Gallien und das Wiedererwachen des politischen und geistigen Lebens, nachdem die eingewanderten Germanen neue soziale und ideelle Voraussetzungen einer höheren Kultur geschaffen, beweist auf das deutlichste, daß ein in seinem innersten Mark entartetes und heruntergekommenes Volk nicht wieder aus sich selbst heraus sich verjüngen kann, sondern daß zur nationalen

Wiedergeburt eine lebensfrische, bisher kulturell geschonte Rasse erforderlich ist. So lange ein Volk noch gesunde Reserveschichten einer begabten Rasse in sich birgt, kann es sich wieder emporheben; sind auch sie erschöpft, dann ist der endgültige Verfall unabwendbar.

Dieses Gesetz des Völkerlebens führt unvermeidlich zur Wiederholung der Schicksale, die Rom und Griechenland und andere antike Staaten erfahren haben. Und wenn nicht alles trügt, so machen sich in Frankreich seit einem halben Jahrhundert bedenkliche Anzeichen eines Niederganges bemerkbar, der von französischen Politikern und Soziologen immer wieder festgestellt, in seinen Ursachen jedoch falsch gedeutet wird.

Was dem anthropologisch geschulten Forscher beim Überblick über die französische Geschichte in erster Linie auffällt, das ist ein merkwürdiger *Rassenwechsel*, der seit dem Mittelalter, namentlich aber in den letzten drei Jahrhunderten, immer mehr fortschreitet und der *die Verdrängung der langköpfigen Rasse durch die kurzköpfige zum Ziele hat.* Doch macht sich dieser Wechsel mehr in den niederen als in den oberen Schichten bemerkbar, und namentlich in denjenigen Departements, in denen die germanische Rasse sich nicht als Bauernbevölkerung ansiedelte, sondern nur eine dünne Herrenschicht bildete.

Wie früher erwähnt wurde, waren die Brachycephalen schon in vorhistorischen Zeiten da, scheinen dann aber zur Zeit der Gallier zurückgedrängt und bis ins Mittelalter nur in einzelnen Distrikten stärker vertreten gewesen zu sein. Seit dem Ausgang des Mittelalters verbreiteten sie sich über fast ganz Frankreich, und in den letzten Jahrhunderten bekamen sie sogar das Übergewicht, so daß heute Frankreich nach der durchschnittlichen Form der Köpfe als ein brachycephales Land, wenn auch niederen Grades, bezeichnet werden muß. Um nur einige Beispiele zu erwähnen, so fand Lapouge im Departement Aveyron, daß die prähistorischen Schädel einen Index von 71,4—73,3, die

römischen von 77,3, die des Mittelalters von 78,6, vor hundert Jahren von 84,2, im Jahre 1869 von 85, und 1889 sogar von 86 zeigten. In anderen Gebieten, wie im Seinebecken, hat sich der Index seit dem Mittelalter nur um ein bis zwei Einheiten erhöht, während das Zentrum Frankreichs, der Hauptsitz der alten Kelten, gegenwärtig einen Index von 86—88 aufweist.

Diese Erscheinung des Rassenwechsels, das Zurückweichen der Langköpfe vor den Kurzköpfen, wurde auch in Deutschland, Österreich, Italien, Belgien und Rußland festgestellt. Ihr von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmender Anteil an der Gesamtbevölkerung erklärt sich hauptsächlich durch stärkere Vermehrung, durch passives Nachrücken und mechanisches Ausfüllen der Lücken, die in den Schichten der herrschenden Dolichocephalen entstanden. Das Aussterben der großgewachsenen blonden Rasse ist ein Schicksal, das mit ihrer sozialen Herrschaftsstellung und ihren psychologischen Eigenschaften unlösbar verknüpft ist. Sie ist eine *Wanderrasse* der ausgesprochensten Art. Der Trieb in die Ferne, der kriegerische Wagemut, die kulturelle Pionierarbeit entzieht ihre Elemente der Heimat. Schon vor einem Vierteljahrhundert schrieb Lapouge: „Der blonde und dolichocephale Typus ist es, den wir bei den Nachkommen unserer alten Ansiedler auf den Antillen, in Kanada und Transvaal wiederfinden." Die Kanadier französischer Herkunft haben eine Körpergröße von 173 cm, die also den Durchschnitt in Frankreich weit übertrifft; die in Amerika eingewanderten Franzosen zeigen 36,4 Proz. blonde Haare und 70,7 Proz. helle Augen, darunter 44,3 Proz. blaue. In ganz Frankreich gibt es nicht einen einzigen Bezirk, in dem ein so starkes Vorherrschen blonder Elemente festgestellt werden kann [1].

Aber die blonden Langköpfe wandern nicht nur ins Ausland und in die Kolonien, sondern auch in die Städte. Wo beide Rassen auf dem Lande untereinander vermengt wohnen, da

[1] Lapouge, Les sélections sociales, 1896, S. 367.

bilden die städtischen Mittelpunkte mit ihrem gesteigerten Wettkampf und der Möglichkeit, in höhere Stände aufzusteigen, das Ziel ihrer Wanderungen, wie durch zahlreiche Untersuchungen von Lapouge, Collignon, Ammon und anderen gezeigt worden ist. Darauf beruht die schon erwähnte anthropologische Tatsache, daß die Städter einen durchschnittlich niedrigeren Index zeigen als die Landbevölkerung der umliegenden Bezirke. Durch zahlreiche genealogische Forschungen ist aber festgestellt, daß die Städte „die Menschen verzehren", und die Familien der höheren Stände nach mehreren Generationen mehr oder minder schnell auszusterben pflegen [1].

Das Erlöschen der blonden Geschlechter ist ferner durch ihre kriegerischen Eigenschaften verursacht. Die germanischen Eroberer waren die herrschende Schicht, und das ganze Mittelalter hindurch haben die Kämpfe der Territorialfürsten untereinander, die Kreuzzüge, der hundertjährige Krieg, die Albigenser- und Hugenottenkriege und schließlich die Eroberungszüge Napoleons die Reihen der Blonden gelichtet. Nach Prutz fielen in der Schlacht bei Crecy 1600 Barone und 4000 Edelknappen, so daß es kaum ein adeliges Haus in Frankreich gab, das nicht eines oder mehrere seiner Glieder zu beweinen hatte. Bei Maupertuis deckten 2400 Edle den Boden. Namentlich aber haben die Religionskriege unter den oberen Schichten der Bevölkerung gewütet. Die Lehre der Albigenser hatte sich im Anfang des 13. Jahrhunderts über ganz Südfrankreich, besonders in den großen Städten und bei den adeligen Geschlechtern ausgebreitet. Hunderttausende fielen auf beiden Seiten, ganze protestantische Städte wurden fast ausgerottet, z. B. in Béziers, wo 20000 Ein-

[1] Dieses „Gesetz der Langköpfigkeit der Städter" hat vielfache Angriffe erfahren; doch so weit ich sehe, beruhen sie zum Teil auf Mißverständnissen. Meist wird nicht beachtet, daß dieses Gesetz nur *relative* Bedeutung hat, und daß seine Urheber die Gültigkeit desselben nur für solche Gebiete behaupten, wo beide Rassen untereinander vermengt auf dem Lande wohnen und die städtischen Zentren das Ziel einer Wanderungsauslese bilden.

wohner umgebracht wurden. Das in Toulouse errichtete Inquisitionstribunal übergab viele dem Flammentod, und 1244 wurden die Reste der Albigenser in den Pyrenäen vernichtet. Die Troubadourpoesie erhielt durch diese Verfolgungen ihren Todesstoß. Simmering bemerkt in seinem Werk über die „Provençalische Literatur", daß der schnelle Verfall derselben bald nach 1200 hauptsächlich durch den blutigen Albigenserkrieg befördert wurde, der die politische Selbständigkeit der Provence vernichtete, deren Reichtum zerstörte, den Adel zum größten Teil ausrottete oder verarmen ließ. In den Hugenottenkriegen hat Frankreich etwa eine Million seiner besten Elemente aus dem Adel und höheren Bürgerstand durch Tod oder Auswanderung verloren. Die Normandie allein wurde von 200000 Einwohnern verlassen, die Cevennen geradezu entvölkert. Man zählt eine große Liste von berühmten Gelehrten, Schriftstellern und Politikern auf, Nachkommen der Réfugiés, die unter fremden Völkern, in Deutschland, Holland und England, Bedeutendes geleistet haben.

Auch die französische Revolution hat mit ihren Greueltaten unter dem Adel- und Bürgerstand kräftig aufgeräumt. Ich will nicht darauf hinweisen, daß Lavoisier, Chénier, Condorcet, Malesherbes als Opfer fielen, aber bedeutsamer ist es, daß die Führer der Revolution, Menschen von hervorragender Intelligenz und Energie, deren geniale Kraft zu früh und zu unvermittelt zur Macht gelangte, sich und ihre Anhänger gegenseitig ausrotteten. „Mirabeau und Marat", ruft Lapouge aus, „Danton und Robespierre, Girondisten und Jacobiner — alle waren sie groß! Diese hervorragenden Menschen schickten sich alle gegenseitig auf das Schafott. Das dauerte zwei oder drei Jahre, und in dieser Zeit verblutete fast alles, was es in Frankreich an Seelengröße, Begeisterung und Energie gab, alles, was das alte Régime an Männern hinterlassen hatte." — Es ist heute leicht und billig, mit der Miene anthropologischer Aufgeklärtheit diese Greuel-

taten zu verdammen, aber Adel und Dynastie waren selbst schuld daran, daß dieses Unheil über die Nation hereinbrach. Sie gaben den vorwärtsdrängenden Kräften des politisch erwachenden Bürgerstandes durch gesunde Reformen nicht rechtzeitig nach, und der Adel selbst war im innersten Mark entartet. Seit Carlyle ist es Mode geworden, die ungeheuren Wohltaten, welche die moderne Welt dieser großen Revolution schuldet, in undankbarster Weise zu vergessen; und die gesättigten Existenzen der Bourgeoisie von heute, die nur durch sie zur Herrschaft und Freiheit gekommen sind und sich nun gegenüber der Arbeiterklasse aristokratisch gebärden, haben kein Recht, diese Großtat der Geschichte zu beschmutzen, und eine solche ist und bleibt sie, da sie die moderne Welt unter Schmerzen und Opfern geboren hat.

Die Ehelosigkeit der Priester hat nicht weniger unter der germanischen Rasse in Frankreich aufgeräumt. Schon zur Zeit der Franken und Normannen sehen wir die Abkömmlinge der Barbaren sich eifrig dem Mönchsleben widmen. Könige und Fürsten verschmähten nicht, ins Kloster zu gehen. Die höheren Kirchenstellen waren bis zur Revolution ein Vorrecht des Adels. „Die Auslese durch den Priesterstand hat in Frankreich in einem ganz besonderen Grade dazu beigetragen, den alten Adel auszumerzen, denn in jeder Generation ist die Hälfte der männlichen und zwei Drittel der weiblichen Nachkommen der Kirche geweiht worden. Wenn man die Memoiren des 17. und 18. Jahrhunderts liest, ist man immer wieder darüber erstaunt, wie die Seitenverwandten von allen berühmten Personen in den Klöstern verschwinden“ [1].

Alle diese Vorgänge trugen dazu bei, in den dolichocephalen Schichten große Lücken hervorzurufen, in welche die in den niederen Ständen vorherrschenden brachycephalen Elemente einrückten. Noch begünstigt wird dieser Rassenwechsel durch sexuale Auslese. Es scheint, als ob die Brünetten sexuell aktiver

[1] Lapouge, Les sélections sociales, S. 273.

sind als die Blonden und dadurch ein Übergewicht erlangen. Ferner spricht manche Beobachtung dafür, daß bei der Mischung elterlicher Rasseneigenschaften der Kurzkopf überwiegt. Bei diesen Kreuzungen entstehen auch die falschen Kurzköpfe und die breiten Langköpfe, die in den Indextabellen als „Brachycephale" aufgeführt werden und dadurch verhängnisvolle statistische Irrtümer hervorrufen. So ist es gewiß, daß die in den französischen Statistiken erscheinenden zahlreichen Brachycephalen in vielen Fällen Pseudobrachycephalen sind, die an sich keineswegs eine Verschlechterung der Rasse bedingen, da die Mischlinge aus beiden Rassen nicht selten sich als ebenso begabt erwiesen haben wie die reinrassigen Blonden. Aber der gesellschaftliche Aussterbeprozeß ist ein allmählicher. Auch die Mischlinge verfallen ihm, wenn die reinrassigen Elemente ausgestorben sind. So schwindet ein anthropologisches Merkmal der höheren Rasse nach dem anderen, bis schließlich nur die aufgehellte Haut an die nordische Blutmischung erinnert und eine „weiße Rasse" vortäuscht.

Zu dieser rassenanthropologischen Verschlechterung der französischen Nation infolge Aussterbens der germanischen Geschlechter, auf die zuerst Lapouge und neuerdings mit bemerkenswerter Offenheit Baudin [1] hingewiesen hat, tritt noch ein *biologischer Niedergang*, der sich in Abnahme der Bevölkerung, Verschlechterung der Konstitution und größerer Sterblichkeit äußert. Zuerst kam die Idee einer biologischen Verschlechte-

[1] Baudin hat in einem im „Journal" veröffentlichten Aufsatz die große Bedeutung der germanischen Einwanderer für Frankreich anerkannt, auf die furchtbare Gefahr hingewiesen, die dem Lande durch das Übergewicht der „lateinischen Rasse" droht und den Verlust von Elsaß mit seiner vorwiegend deutschen Bevölkerung nicht ohne Grund beklagt. Das französische Volk habe bei nordischer Bluteinführung nur zu gewinnen. Die Annäherung Frankreichs an Deutschland würde verhängnisvoll werden, wenn sie politischer Art sein würde, aber dagegen das größte und wohltätigste Ereignis, wenn sie in Form einer Rassenannäherung sich vollzöge, wenn sie von Familie zu Familie, von Volk zu Volk stattfände.

rung der Rasse im Jahre 1854 auf, als die Zahl der Toten die der Geborenen überschritt und ein Defizit von 69318 festgestellt wurde. In der Folge wurde diese Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit immer größer, z. B. kamen

1800—1805	4,24	Kinder auf eine Ehe
1831—1835	3,47	" " " "
1856—1860	3,16	" " " "

Boudin (ein Arzt) wies dann auf eine Verschlechterung der physischen Konstitution hin, die sich in der Abnahme der Körpergröße und der Militärtauglichkeit zeigen sollte [1].

Broca suchte demgegenüber darzutun, daß die Sterblichkeit gesunken, die mittlere Dauer des Lebens zugenommen und daß in den letzten 35 Jahren (bis 1867) die durchschnittliche Körpergröße sich nicht geändert habe. Aber dabei bleibt die Frage noch offen, ob die Körpergröße nicht im Vergleich mit früheren Jahrhunderten abgenommen hat, was sehr wahrscheinlich ist, da mit dem Aussterben der Blonden auch das korrelative Merkmal höherer Körpergestalt schwindet. Umfangreiche vergleichende Untersuchungen sind darüber noch nicht angestellt worden; aber es ist bedeutsam, daß nach den Untersuchungen von Rohan die Pariser von heute um 1 cm kleiner sind als die des Mittelalters. In solchen Bezirken, wo es im Mittelalter nur eine blonde Oberschicht gab, dürfte der Unterschied im Verhältnis noch größer sein. Und abgesehen davon, daß die Zunahme der durchschnittlichen Lebensdauer keineswegs eine Verbesserung der physischen Konstitution in sich schließt, sind die optimistischen Ansichten Brocas in der Folge durch die Tatsachen widerlegt worden. Die auf eine Ehe kommende Kinderzahl ist noch mehr gefallen, nämlich auf 2,7, während sie in England noch 3,7, in Deutschland 4,4 beträgt. Gleichzeitig aber hat die Zahl der Todesfälle zugenommen, und der Überschuß der Geburten ist noch geringer geworden.

[1] Mém. de la Société d'anthropologie, III, S. 221.

Zum Schluß muß noch eine letzte Ursache der Entartung angeführt werden, das im letzten Jahrhundert aufgekommene Zweikindersystem, das nicht nur die eheliche Fruchtbarkeit herabsetzt, sondern die Nation auch qualitativ schädigt. Abgesehen davon, daß die rassenanthropologisch besseren oberen Schichten dieses System zuerst und am meisten befolgen, muß bei einer geringen Kinderzahl auch der physiologische Abänderungsspielraum und damit die Möglichkeit der Genieproduktion verringert werden, denn nicht selten sind die dritten, vierten und späteren Kinder besonders gut begabt gewesen. Durch dieses System wird auch ein Mangel an natürlicher Auslese herbeigeführt, da wenige Kinder von den Eltern besser gehütet und gepflegt und auch die schwächlichsten hoch gebracht werden. Aber nur wenige Generationen genügen, um auf diese Weise durch stärkere Erhaltung und Vermehrung der Schwachen eine Herabsetzung der Konstitution herbeizuführen.

Das gleiche System führt zu einer Herabsetzung von Mut und Initiative, da ein oder zwei Kinder verweichlicht und verhätschelt werden, und da das zusammengehaltene familiäre Erbteil gewiß ist, fehlt auch der heilsame Ansporn der Unzufriedenheit und des Mangels. Eine der auffälligsten Folgen dieses Rückganges an Initiative ist der Rückgang der großen wirtschaftlichen Unternehmungen, wofür nichts bezeichnender ist, als die Abnahme des Exports. Denn Frankreich, das im Jahre 1859 in der Reihe der handeltreibenden Völker an zweiter Stelle stand, ist heute in die vierte gerückt.

Aus alledem darf man wohl schließen, *daß die französische Nation eine anthropologisch und biologisch im Niedergang begriffene Rasse ist.* Das bisher so kriegerische Volk wird friedliebend und ruhig, sucht den Frieden fast um jeden Preis. Die große Masse des Volkes nimmt immer mehr den psychischen Charakter des brachycephalen Menschen an. „Der kurzköpfige Mensch“, schreibt Lapouge, „ist mäßig, fleißig oder mindestens

sparsam. Er besitzt eine bemerkenswerte Klugheit und läßt nichts im Ungewissen. Zwar fehlt ihm nicht der Mut, wohl aber der kriegerische Sinn. Er hängt an der Heimat und besonders an seinem Geburtsort. Selten ist er ganz unbedeutend, doch seltener erhebt er sich zum Genie. Der Kreis seiner Ideen ist beschränkt, und mit Geduld arbeitet er daran, ihn auszufüllen." Natürlich paßt diese psychische Schilderung nicht für die einzelnen Personen, auch nicht für alle Landstriche und alle Schichten, aber sie entspricht dem Gesamteindruck, den das französische Volk in den letzten Jahrzehnten macht.

Die politische Herrschaft ist in Frankreich der germanischen Rasse endgültig verloren; denn sie hat aufgehört, eine sozial herrschende Schicht zu sein. Nicht als wenn germanische Abkömmlinge unter den Staatsmännern des gegenwärtigen Frankreich fehlten, aber in der überwiegenden Mehrzahl sind an ihre Stelle Rundköpfe, Mittelländer und altgallische Mischlinge getreten. Die Abwicklung der Dreyfuß-Affäre hat indes gezeigt, daß die Nation noch großer sittlicher Begeisterung fähig ist, und der Kampf gegen die Kirche und ihre Trennung vom Staat ist ein Unternehmen, um das Frankreich beneidet werden muß. Leider kommt dieser Kampf zu spät und ist er nicht gründlich genug. Es fehlt die Bekämpfung des völkermordenden Cölibats. Ob die Nation noch einmal einen politischen Aufschwung erleben wird, wie zur Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons, muß die Zukunft lehren, doch ist es mehr zweifelhaft als gewiß. Indes flüchtet sich das germanische Element in die Regionen der geistigen Welt und sichert der französischen Nation in der Kunst die hohe Stellung unter den Völkern, die sie in Wirtschaft und Politik verloren hat.

Vierter Abschnitt

DIE BEDEUTUNG DER GERMANEN IN DER WELTGESCHICHTE

1. DIE RENAISSANCE IN ITALIEN

Den anthropologischen und ideellen Spuren der germanischen Stämme in den romanischen Ländern nachzugehen, ist eine ebenso schwierige wie reizvolle Aufgabe. Bisher hat man wohl die Meinung gehabt, daß in die mittelalterlichen Staatseinrichtungen und in die Sprachen der Romanen germanische Elemente eingedrungen sind; man gibt auch zu, daß die entartete Römerwelt durch die germanische Rasse aufgefrischt oder verjüngt wurde, ohne freilich näher darüber nachzudenken, wie eine solche Auffrischung und Verjüngung physiologisch vor sich geht; aber daß die geistige Wiedergeburt dieser Völker den Germanen verdankt wird, und daß die meisten ihrer genialen Männer von ihnen abstammen, diese Erkenntnis will sich nur langsam Bahn brechen und begegnet den sonderbarsten Vorurteilen, die der Unwissenheit und nicht selten dem mangelnden guten Willen zur Wahrheit entspringen.

Die Ergebnisse der vorliegenden Forschungen über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur *Frankreichs* dürften diesen Vorurteilen den letzten Stoß versetzen. Aber diese Ergebnisse stehen nicht vereinzelt da. Aus denselben anthropologischen Wurzeln ist auch die Wiedergeburt *Italiens* und *Spaniens* hervorgewachsen. Und wenn wir in allen drei romanischen Ländern dieselben Kräfte wirksam sehen, dürfte damit die *weltgeschichtliche Bedeutung der germanischen Rasse*

so sicher begründet sein, daß an der Wahrheit dieser Theorie nicht mehr gezweifelt werden kann.

Unwiderleglich sind die Tatsachen, die aus der Geschichte Italiens für diese Auffassung erbracht werden können. Wie ich in meinem Werk über *„Die Germanen und die Renaissance in Italien"* [1] gezeigt habe, kann für dieses Land in ähnlicher Weise wie für Gallien der Nachweis geführt werden, daß der Untergang der römischen Macht und Kultur seine wesentliche Ursache in dem Aussterben der großgewachsenen blonden Menschen hatte. Schon Caesar erwähnt mehrfach die geringe Körpergröße der Römer, die „brevitas Romanorum", im Vergleich mit den Galliern, welche indes zu jener Zeit, wie gezeigt wurde, schon weniger groß und blond als die Germanen waren. In der Kaiserzeit war das Militärmaß bis auf 1,48 m gesunken und das blonde Haar verschwunden, wie das Beispiel des Kaisers Majorianus zeigt, von dem Procop berichtet, daß sein Haupthaar „bei allen Menschen berühmt war, weil es blond war", und wie die zur Kaiserzeit von den Frauen geübte Mode beweist, sich das Haar blond zu färben. Überhaupt beschreibt Tacitus und mehr noch Procop und Ammian das körperliche Aussehen der Germanen, ihre hohe Gestalt und die blonden Haare, mit dem Gefühl der Bewunderung und dem Eindruck des Fremdartigen, so daß zu ihrer Zeit die reinen und unvermischten Merkmale der nordischen Rasse in Italien fast unbekannt gewesen sein müssen.

Mit dem Eindringen der Germanen begann eine anthropologische Umwandlung der italienischen Bevölkerung. Schon unter Caesar, mehr noch unter Augustus gab es Germanen im römischen Heer. Dies nahm im 3.—5. Jahrhundert allmählich so sehr zu, daß die meisten Heeresabteilungen und ihre Anführer germanischer Abkunft waren. Seit Marcus Aurelius

[1] Die Germanen und die Renaissance in Italien. Mit über 100 Bildnissen berühmter Italiener. Leipzig 1905.

wurden mehrere Male ganze Völkerschaften als Kolonen in verödeten Gegenden Oberitaliens angesiedelt. Dann folgte die Eroberung durch die Heruler, Goten, Langobarden, Franken und Normannen. Aus den Nachrichten des Procop können einwandfreie Beweise erbracht werden, daß die Goten in ihrer Mehrzahl nicht aus Italien vertrieben wurden oder untergegangen sind, wie man gewöhnlich annimmt, sondern daß sie sich namentlich in Toskana erhalten haben. Die Langobarden verbreiteten sich bis ins spätere Mittelalter von Norden her einzeln oder in Gruppen über ganz Italien bis nach Sizilien. Die Römerzüge der deutschen Kaiser brachten außerdem fränkische, sächsische und schwäbische Krieger und Edelleute nach Italien, von denen nicht wenige dort blieben und den Grund zu manchen berühmten italienischen Familien legten.

Die Germanen schufen in Italien einen neuen Herrenstand. Sie waren die Eroberer, die Kriegerkaste, die Besitzer des größeren Teiles von Grund und Boden. Schon früh sehen wir in Militär- und Staatsstellen germanische Konsuln, Patrizier, Kaiser und — Päpste: Stilicho, Arbogast, Ricimer, Belisar und Papst Pelagius II. (578—599), der gotischen Ursprungs war. Er war der Vorgänger Leos, des letzten Römers auf dem Stuhle Petri, des letzten großen Römers aus altem Geschlecht, dessen die Geschichte gedenkt. Wie früh schon die Bevölkerung der Stadt Rom von germanischen Einwanderern durchsetzt war, ersieht man aus den Konsularlisten in der Chronik des Bischofs Marius Aventicensis. Hier treten schon im 5. Jahrhundert germanische Namen auf, und zwar 456 Consul Ricimer, 460 Dagalaifus, 467 Ermanrica, 470 Illone, Theodorico, 475 Jordano, 489 Albino, 500 Theudoro, Ariobinda, 535 Belisar. Nach der Vernichtung der Gotenherrschaft durch die Byzantiner treten die germanischen Namen in Rom zurück; griechische Namen treten in den Vordergrund, während im 8. Jahrhundert, nach dem Einfall der Langobarden, die germanischen Namen wieder zu-

nehmen und Papsttum und Senat in germanische Hände übergehen.

Die Germanen legten den Grund zum feudalen Adel und städtischen Patriziat, dem Träger und Erzeuger der italienischen Kultur des Mittelalters. Von sehr vielen Adelsfamilien wissen wir, daß sie nach langobardischem, fränkischem, sächsischem oder normannischem Recht lebten. Langobardischen Ursprungs waren z. B. die Este, Pallavicini, Trevisani, Malaspina, Massa, Trinci, Candiani, Collalto, Pio da Carpi, Conti della Gherardesca, Ottoni da Matelico, Guadagni, Ricasoli, Passerini, Manfredi; fränkische Vorfahren hatten die Alberti, Grimaldi, Cantelmi, Berardenga; salischer Abstammung waren die Camposampieri, normannischer die Filangieri. Andere sind aus Deutschland eingewandert, wie die Chiaramonti, Sclafani, Cornari (ursprünglich Corner = Körner), Mansi, Roncioni, Altemps, Ordelaffi, Pallavicini, Lotteringhi, Montefeltro, Gambara, Adorno, Guidi, Smeducci, Riccardi. Von zahlreichen Adelsfamilien zeigen die erhaltenen Porträts, daß sie den blonden Typus besaßen, wie die Sforza, Bentivoglia, Altoviti, Panciatichi, Ricasoli, Brignole, Spinola, Este, Colonna, Sanvitale, Corsini, Strozzi, Barberini, Pico, Della Rovere, Rospigliosi, Gonzaga, Capello, Malatesta, Farnese und viele andere.

Bei dem Vorherrschen des blonden Typus in der kulturtragenden Schicht der Bevölkerung ist es daher nicht zu verwundern, daß in der Poesie der Trovatori, in den Werken Dantes und Petrarcas der blonde Mensch das Ideal physischer Schönheit darstellt, und daß die ganze Malerei des Mittelalters und der Frührenaissance von demselben künstlerischen Empfinden beseelt ist.

Der Einfluß der germanischen Sprache zeigt sich namentlich in dem starken Überwiegen ihrer Personennamen. Germanische Familiennamen finden wir in großer Zahl, besonders beim Adel, z. B. Guidi, Strozzi, Pazzi, Trinci, Landi, Spada, Riccardi,

Cantelmi, Smeducci, Arcimbaldi, Steni, Litta, Ottoni, Tiepolo, Corsini, Ansaldi, Guadagni, Guinigi, Gonzaga, Manso, Manfredi, Grimaldi, Isimbardi, Pico, Vendramin, Gambara, Mansi, Alberti, Oldofredi, Altieri, Suardi, Alberti, Sismondi, Alamanni, Orlandini, Gherardi, Dandolo, Ghisi, Grimanni, Emi, Mannini, Bembi, Benzoni, Gozzi, Ordelaffi, Arringhieri usw.

Bei diesem Vorherrschen germanischer Namen ist es nicht auffallend — obgleich viele gelehrte Leute über meine Behauptung den Kopf geschüttelt und italienische Kritiker sich darüber belustigt haben —, daß fast alle großen Männer Italiens, sowohl des Mittelalters als der Renaissance und der neueren Zeit, germanische Familiennamen tragen: Giotto (Jotte), Dante Alighieri (Aigler), Ghiberti (Wilbert), Brunelleschi (Brünell), Donatello Bardi (Barth), Masaccio Guidi (Wiede), Boccaccio (Buchatz), Leonardo Vinci (Winke), Raffael Santi (Sandt), Tiziano Vecellio (Wetzell), Michelangelo Buonarroti (Bohnrodt), Guicciardini (Wichert), Jordano Bruno (Braun), Tasso (Dasse), L. B. Alberti, Raimundi, Raibolini, und von den neueren z. B. Leopardi (Leipert, Lippert), Benzo di Cavour (Benz), Manzoni (Mantz), Garibaldi (Kerpolt), Donizetti (Dönitz), Verdi (Werth), Gioberti (Hubert), Aleardi (Allert), Alfieri (Elfer) [1].

Auch gibt es in Italien eine nach Hunderten zählende Menge

[1] Der Name *Buonarroti* findet sich im Französischen in der Form von Bonirote und hat natürlich nichts mit einem „guten Rad" zu tun, wie vielfach angenommen wird und Michelangelo selbst glaubte. — *Tasso* hat mit ital. tasso, lat. taxus nichts gemein. — Auch *Dante* ist ein altgermanischer Name; nhd. lautet er als Familienname Tent, Tente. Nach J. Jungfer gibt es in Aragonien einen ähnlichen Ortsnamen Dende = Dante. Davon abgeleitet ist der Name des berühmten venezianischen Dogen Enrico Dandolo (dsch. Dentel) und die deutschen Familiennamen Dender, Denter. — In Italien findet man nicht selten ganz gewöhnliche deutsche Namen, wie Smedi (Schmidt), Suardi (Schwarz), Steni (Stein), Lutero (Luther), Schiffi (Schiff), Scherillo (Scherl), Dorna (Dorn), Lippomanno (Lippmann), Alemanni (Ahlemann) usw. — Die italienischen Gelehrten haben kaum eine Ahnung davon, daß die meisten ihrer Namen „barbarischen" Ursprungs sind.

germanischer Ortsnamen, von Kastellen, Dörfern und Weilern, meist in Norditalien, aber auch in Mittel- und Süditalien. Der Merkwürdigkeit halber erwähne ich nur, daß der Name der fruchtbaren Brianza zwischen Como und Mailand nichts ist als grm. Branda, dsch. Brandt, fr. Briand, und daß die berühmte Brera in Mailand ihren Namen von dem „Brachland“ hat, auf welchem der Palast erbaut wurde.

Natürlich kann der germanische Personenname allein über die Rassenabstammung nichts besagen, aber die anthropologische Untersuchung des physischen Typus stellt unzweifelhaft fest, daß die meisten großen Genies Italiens germanischer Abkunft sind. Dem blonden Typus gehörten an: Giotto, Dante, Donatello, Masaccio, Leonardo, Raffael, Botticelli, Tizian, Galilei, Tasso, Columbus, von den neueren Morgagni, Alfieri, Volta, Foscolo, Leopardi, Garibaldi, Cavour, Bellini, Rossini, Donizetti, Canova, Manzoni, während nur wenige einen Mischtypus zeigen, wie Michelangelo, Ariosto, Machiavelli, Palestrina, Verdi.

Für die Familien einzelner genialen Männer ist sogar ihre germanische Herkunft genealogisch bezeugt: Michelangelo, Vallisneri, Mirandola, Aquino waren langobardischer, Tasso burgundischer, Alberti fränkischer, Telesio schwäbischer, Bruno sächsischer, Cavour deutscher, Filangieri normannischer Herkunft.

In meiner Arbeit über Italien habe ich den physischen Typus der berühmten Italiener auf Grund von umfangreichen Forschungen nach Bildnissen und Lebensbeschreibungen im einzelnen geschildert. Hier kann nur das allgemeine Ergebnis meiner Studien über die Anthropologie des italienischen Genies wiedergegeben werden. Nach dem gegenwärtigen Stande meiner Forschungen verteilen sich die anthropologischen Merkmale bei den italienischen Genies in folgender Weise: 1) Fast alle sind von Gestalt groß oder mittelgroß. Beispiele von Großgewach-

senen sind Petrarca, Boccaccio, Tasso, Columbus, Galilei, Leonardo, Tizian, Ariosto, Verdi, Volta, Rossini, Segantini; mittelgroß sind Dante, Machiavelli, Garibaldi; unter mittelgroß nur sehr wenige: Raffael, Mazzini, Mercadante. 2) Die meisten haben weiße oder rosig-weiße Haut, nur sehr wenige einen braunen Teint. 3) Helle Augen haben etwa 105, mischfarbene 6 und braune 18 Personen. 4) Blonde Haare wurden festgestellt bei etwa 75, mischfarbene, d. h. braune verschiedenen Grades oder kombiniert aus dunkel und blond, bei 25 und schwarze bei 15 Personen.

Aus dieser Statistik ergibt sich ein unbestreitbares Überwiegen der nordisch-germanischen Rassenmerkmale. Die Kombination von schwarzen Haaren und braunen Augen findet sich höchstens bei 10 Personen (darunter Verrocchio, Ariosto, Lorenzo, Vico, Bernini, Malpighi, Romano, Cherubini, Mazzini), während die Kombination von schwarzen Haaren, braunen Augen, braunem Teint nur bei Mazzini und Bernini festgestellt werden kann; doch war des ersteren Haut so aufgehellt, daß die Wangen ein frisches Rot zeigten, und Bernini hatte eine hohe Gestalt, die ein Erbteil nordischer Rasse sein könnte. Hierhin gehört vielleicht auch Verrocchio, der den Eindruck des homo alpinus macht.

Bemerkenswert ist, daß unter 23 großen Männern des neuen Italien, deren Haarfarbe bisher festgestellt werden konnte, 14 blonde, 7 braune und nur 2 schwarze Haare gehabt haben. *Blond* sind Cavour, Garibaldi, D'Azeglio, Alfieri, Foscolo, Aleardi, Filangieri, Mamiani, Gioberti, Troya, Volta, Rossini, Donizetti, Bellini; braunhaarig Guerrazzi, Manzoni, Leopardi, Rosmini, Canova (oder dunkelblond?), Spontini, Verdi; schwarzhaarig Cherubini und Mazzini. *Helle Augen* haben: Cavour, D'Azeglio, Foscolo, Manzoni, Leopardi, Aleardi, Filangieri, Rosmini, Mamiani, Gioberti, Troya, Galvani, Volta, Appiani, Canova, Rossini, Donizetti, Bellini, Mercadante, Viotti, Piccini, Crispi;

mischfarbene Augen: Garibaldi, Verdi; braune Augen: Mazzini, Cherubini, Spontini, Cimarosa.

Es sind unter ihnen also 61 Proz. Blonde, während die Bevölkerung Italiens gegenwärtig nur 7,5 Proz. Blonde hat oder vielmehr nur 3 Proz. unter den Erwachsenen, da jene Zahl aus Rekrutierungsstatistiken, also von etwa 20 Jahre alten Jünglingen herrührt, nach den Untersuchungen von Pfitzner aber die endgültige Haarfarbe erst um das vierzigste Lebensjahr eintritt und die Zahl der Blonden in diesem Zeitraume um mehr als die Hälfte zurückgeht.

Wenn man den Geburtsort der 200 berühmtesten Italiener feststellt, deren Typus untersucht wurde, ergibt eine statistische Übersicht, daß in Norditalien und im oberen Mittelitalien, also in den Gebieten, wo die Germanen sich am dichtesten niedergelassen haben und heute noch die anthropologischen Merkmale dieser Rasse am häufigsten sind, auch die meisten Genies geboren wurden. Diese statistische Untersuchung bekräftigt aufs deutlichste den Beweis, den die Feststellung der individuellen Rassetypen erbracht hat. Es liegt also in Italien eine ähnliche ursächliche Beziehung zwischen anthropologischer Struktur und Genieproduktion vor, wie sie durch die statistischen Karten Odins für Frankreich nachgewiesen wurde.

Bemerkenswert ist, daß Toskana, der Mittelpunkt der italienischen Renaissance, seit 300 Jahren fast gar keine großen Männer mehr hervorgebracht hat, ein deutliches Zeichen von *Rassenerschöpfung* infolge der intensiven Kultur und Genieproduktion in der vorhergehenden Epoche. Die an blonder Rasse noch reichen Provinzen Venetien, Piemont, Lombardei haben das *neue Italien* geschaffen und fast alle großen Männer der letzten 150 Jahre hervorgebracht, die — was nicht weniger bemerkenswert ist — zum größten Teil der blonden Rasse angehören. Auf den nördlichen Provinzen beruht die Gegenwart und Zukunft italienischer Kraft und Größe.

2. DIE GOTEN UND SUEVEN IN SPANIEN

Was die Rassengeschichte Spaniens anbetrifft, so ist der Grundstock der Bevölkerung dem mediterranen Typus zuzuschreiben. Während im Südwesten Negerblut zugeströmt ist, finden wir im Nordosten und an der östlichen Küste eine Beimischung des alpinen Typus, wodurch der Schädelindex des sonst langköpfigen Iberers etwas erhöht wird. Der Einfall der Araber hat die anthropologische Struktur des Volkes nicht verändert, da diese ebenfalls dem mediterranen Typus angehören, denselben sogar in reinerer und unvermischterer Form zeigen als die Durchschnitts-Spanier. Die blonden Elemente sitzen vornehmlich im Norden, in Galizien, Asturien, Leon, Navarra und Kastilien. Sie stammen wohl nur in verschwindender Anzahl von den alten blonden Galliern ab, die sich einst mit den Iberern zu dem keltiberischen Stamme vereinigten, sondern sind fast alle als Nachkommen der eingewanderten Germanen zu betrachten, namentlich der Goten und Sueven. Da für Italien und Frankreich das Aussterben der Blonden in den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches nachgewiesen werden kann, dürfte ein ähnlicher Vorgang auch in Spanien stattgefunden haben. Dazu kommt, daß die gegenwärtige Verteilung der Blonden mit den historisch nachweisbaren wichtigsten Gebieten der germanischen Ansiedelung übereinstimmt.

Die Eroberung Spaniens durch die Germanen vollzog sich im 5. Jahrhundert. Zuerst wurde das Land von den Vandalen besetzt, und nachdem diese nach Afrika fortgezogen waren, wurde der Nordwesten durch die Sueven erobert und von Südfrankreich her schließlich ganz Spanien der westgotischen Herrschaft unterworfen. Im Jahre 585 wurden die Sueven besiegt, und 620 schreibt Isidor in seiner Chronik von dem König Suintila: „Er zuerst herrschte über ganz Spanien bis zur Meerenge, die an den Ozean führt, was bis dahin keinem Könige zuteil geworden war."

Die Goten nahmen bei der Landverteilung zwei Drittel des Bodens der Römer in Besitz. Schon unter Eurich hatten sie ein geschriebenes Recht, das aber nicht erhalten ist; die Römer erhielten im Jahre 506 ein besonderes Gesetzbuch, das Breviarium Alaricianum oder Lex Romana Visigothorum. Beide Gesetzbücher wurden später zu einem allgemeinen Landrecht verschmolzen, das in seinen Grundlagen durchaus germanisch ist und bis ins späte Mittelalter Geltung behielt. Unter Rekiswinth wurde das Eheverbot zwischen Römern und Goten aufgehoben. Doch unterschied man, wie Dahn bemerkt, auch nach diesem Gesetz noch genau einseitige und zweiseitige gotische und römische Abstammung.

Schon früh bildete sich bei den spanischen Goten ein mächtiger Feudaladel aus, der schnell der Romanisierung anheimfiel. Die Vermischung mit den entarteten Römern und die immer mehr zunehmende Priesterherrschaft, Verweichlichung und Üppigkeit schwächten das Volk so sehr, daß es von den eindringenden Arabern besiegt wurde. Von Asturien und Kantabrien aus, wo die edelsten Familien hingeflüchtet waren, begann dann ein heldenhafter Kampf um die Freiheit und die Wiedereroberung des verlorenen Landes. In diesen Kämpfen zeichneten sich namentlich Pelayo, später der Cid Don Rodrigo und der Ritter Gonzales aus. Von dem alten westgotischen Reich bis zu der Neubegründung des spanischen Staates läßt sich deutlich eine anthropologische und historische Kontinuität feststellen. Die gotische Abstammung der spanischen Könige von Pelayo bis zu Ferdinand I. dem Großen ist deutlich nachweisbar. Pelayo war ein Verwandter, vielleicht ein Enkel des letzten Königs Roderich. Ihm folgte sein Sohn Favila. Dann begann eine neue Dynastie mit Alonso I., dem Sohn des Petrus von Kantabrien, der aus dem königlichen Geschlechte Reccareds stammte. Es folgten Fruela I., Aurelio, Silo, Alonso II., Ramiro, Ordoño I., Alfonso III., Garcias, der sich zuerst König von Leon nannte.

Die Königreiche Asturien und Leon, sowie die von den Franken begründete Mark mit der Grafschaft Barcelona, deren erster Graf Bera ein Gote war, bildeten die Anfänge der kastilischen Herrschaft, aus welcher später der spanische Staat hervorgewachsen ist. Der gotische Adel erfuhr in diesen Kämpfen gegen die Araber eine Verjüngung und behauptete sich als herrschende Schicht, nicht nur politisch sondern auch kulturell, bis in die neuere Zeit. Jedoch kann heute nur noch eine geringe Anzahl von Familien sich gotischer Abstammung rühmen.

In den spanischen Romanzen spiegeln sich die politischen Schicksale der Goten und ihre Kämpfe gegen die Mauren in poetischer Erinnerung wieder, die Heldentaten Roderichs, Pelayos, Gonzales' und namentlich des großen Cid. Der Cid (arab. Seid = Herr) hieß Ruy Diaz aus dem alten edlen Haus der Laynn oder Lainez, eines kastilischen Rittergeschlechts aus der Nähe von Burgos. Er wird mit germanischer Bezeichnung auch „Campeador" genannt, d. h. Kämpe, Kämpfer. Sein Familienname Laynn oder Lainez entspricht dem germ. Lan und seinen Ableitungen (Lanigais, Lanigild, Lanuald, Laneard, dsch. Lahn, Lehning, Lehner, Lanner, Leiner), und er würde demnach auf deutsch Roderich Dietrich Leinitz heißen.

Über sein Äußeres lesen wir in den Cid-Romanzen, daß er hochgewachsen war, helle Augen und rote Wangen hatte.

„*Hochgewachsen* wie kein andrer."
„Seine Wangen *lieblich rot*,
Wunderschön von Angesicht." —
„Balsamieret ward sein Leichnam,
Frisch und schön, als ob er lebte,
Saß er da mit *hellen* Augen,
Mit ehrwürdig weißem Bart."

Seiner Gattin Ximenes aus dem edlen Hause Gomez (germ. Gomo, dsch. Gomm) werden blonde Haare zugeschrieben:

„Und die Haare, die dem *Golde*
Dämpften seiner Farbe Glanz."

9

Da die mittelalterliche Poesie Spaniens so offenkundig in der altgotischen Kraft und Vergangenheit wurzelt, ist es nicht zu verwundern, wenn wir hier, wie in Italien und Frankreich, den germanischen Rassetypus, die goldenen Haare, die rosigen Wangen, die hellen Augen und die schneeweiße Haut als *Kennzeichen des Adels und als Ideal der Schönheit* wiederfinden, von den ältesten Romanzen bis zur Poesie der Minnesänger und zu Cervantes' Don Quixote.

Aus diesem Werke möchte ich einige Porträtschilderungen wiedergeben, welche die hier ausgesprochene Ansicht bekräftigen. Die „unvergleichliche" Dulcinea von Tobosa ist von „übermenschlicher Schönheit, ihre Locken sind Gold, ihre Stirn elysische Gefilde, ihre Brauen Regenbogen, ihre Augen Sonne, Rosen ihre Wangen, ihre Lippen Korallen, Perlen ihre Zähne, ihr Hals Alabaster, Marmor ihre Brust, Elfenbein ihre Hände, blendend wie Schnee ihre weiße Haut". — Lucinde hat „schöne weiße Hände, herrlich glänzende goldene Locken". — Dorothea hat „Füße wie weiße Kristallsäulen", und lange Locken wallten ihr um die Schultern, „welche von den Strahlen der Sonne beneidet zu werden verdienten". — Von Quiteria heißt es: „Ach die kleine Metze! Was für Haare sie hat! Wenn's nicht falsche sind, so habe ich nie in meinem Leben so lange und goldene gesehen." — Die Herzogin hat ein „feines Gesicht" und Wangen wie lauter Milch und Blut. — Der Sohn des Don Diego von la Llana hat ein Haar, das ihm in „krausen goldenen Ringen um den Nacken wallte". — Chrysostomos, der Sohn eines reichen Edelmannes, ist „wie Milch und Blut". — Die Schäferinnen haben ein Haar, das „an Goldglanz mit den Strahlen der Sonne wetteifern konnte".

Don Quixote selbst ist von sehr langer und dürrer Gestalt, sein Gesicht ist hager und von blaßgelber Farbe. Sein Knappe Sancho Pansa ist dagegen klein und untersetzt, dessen Frau Therese hat eine braune Gesichtsfarbe. Cervantes nennt seinen

Helden einen „Goten", überhaupt kommt es in seinem Werk deutlich zum Ausdruck, daß der spanische Adel seine gotische Abstammung nie vergessen hat. Die Duenna Rodriguez rühmt sich, „aus Oviedo in Asturien gebürtig" zu sein. Ihren Geliebten schildert sie als einen Mann von ansehnlicher Erscheinung und „vor allem ein Edelmann so gut wie der König, denn er stammte aus dem Gebirge". Darunter ist das asturische und kantabrische Gebirge zu verstehen, wohin die bei Xeres de la Frontera besiegten Goten, namentlich die edlen Familien sich flüchteten, die sich nicht unterwerfen wollten.

Solche kunst- und literarhistorischen Untersuchungen bezeugen auch hier, einen wie bedeutsamen Einfluß die eingewanderten Germanen auf die geistige Entwicklung der romanischen Völker ausgeübt haben, und bestätigen damit die Auffassung, die aus anthropologischen und historischen Gründen schon ausgesprochen wurde.

Auch die philologischen Untersuchungen über die *Orts-* und *Personennamen* weisen deutlich auf tiefgehende germanische Einflüsse hin. Nach den Untersuchungen von Dr. Jungfer gibt es in Spanien eine Fülle von Ortsbezeichnungen, die von gotischen oder suevischen Personennamen herrühren, und zwar nicht nur am Nordrand der Halbinsel, sondern auch in allen übrigen Landschaften, einschließlich Andalusiens und der Balearen, deren Gehöfte und Weiler größtenteils germanische Namen führen. Durch Latinisierung, Einfluß baskischer und maurischer Aussprache wurden viele so sehr abgeändert, daß sie nur schwer wiederzuerkennen sind und von der Bevölkerung ihnen ein anderer Sinn untergelegt wurde. Angeführt mögen werden: Guitiriz = Wietrich, Sesnandes = Sisenand, Guioncho = Wigung, Coyunces = Kunigund, Arrual = Harald, Besomaño = Bazemann, Estubeny = Stübing, Quartango = Wertungen, Guillonge = Willungen. „Das Überwiegen kleiner und kleinster Ortschaften, Weiler und Gehöfte unter den

9*

deutsch benannten, nebst zahlreichen Flur- und Bachnamen, weist auf den bäuerlichen, anderseits der deutsche Name vieler alter Schlösser und Warttürme auf den kriegerischen Charakter der germanischen Eroberer hin. Die mittelalterlichen germanischen Personennamen übertreffen nach Meyer-Lübke an Zahl alle übrigen; dasselbe gilt wahrscheinlich von den deutsch-spanischen Ortsnamen. Das offene Land ist in Kastilien, Aragonien usw. von den Mauren wenig beeinflußt, wie die deutschen Namen zeigen, entgegen der häufigen Überschätzung des arabischen Einflusses im mittelalterlichen Spanien, die so weit geht, daß der ritterliche Zug im spanischen Charakter als orientalisches Erbteil bezeichnet wird, während Cervantes seinen Helden im sechsten der einleitenden Sonette, um ihn zu ehren, Godo Quichote nennt. Wenn Justi als wesentliches Merkmal der spanischen Kunst einen Zug des Ernstes, der Wahrhaftigkeit hervorhebt, so sieht er darin schwerlich ein arabisches Erbe, und nirgends in der romanischen Dichtung fühlen wir den *Pulsschlag germanischen Blutes* so lebhaft, wie bei Calderon oder gar bei Cervantes" [1].

Von den zahlreichen spanischen Personennamen germanischen Ursprungs seien einige bekanntere genannt, wie Gomez, Diaz, Guzman, Suero, Suarez, Sancho, Garcias, Gutierez, Moniz, Gelmirez, Ferdinando, Fernan, Hernan, Rodrigo, Gonzales, Pando, Egas, Ramon, Bermudo, Dominguez, Alfonso oder Alonso, Alvarez, Bermuy, Mundiz, Enriquez, Luiz, Manriquez, Tellez, Aleman, Guillen, Velez, Perez, Mendez, Ginez, Gil, Muñoz, Blanco, Pardo, Laso, Garcilaso, Franco, Simo, Moron usw. [1]. Unter den berühmten Spaniern tragen Namen germanischen Ursprungs: Velasquez, Murillo, Bartollomeo Diaz, Vasco de Gama, Luiz Vaz de Camoëns. *Velasquez* ist analog Gannascus, Bernasco, doch war des Malers eigentlicher Familienname *Rodriguez* (= Roderich), während jener der Name seine Mutter war.

[1] Deutsche Erde, 1905, No. 2.

Murillo ist grm. Morilo, dsch. Morell, Mörle; *Vaz* ist grm. Vazzo, dsch. Watz, Wetz; *Diaz* = Dietz, Dietrich; *Vasco* entspricht nach Wilser dem nordischen waskr = Recke. Der im Spanischen so häufig vorkommende Name *Lope* und *Lopez* (latinisiert Lupus) ist die Übersetzung des grm. Vulfo, Wolf, ähnlich wie die Übersetzung von Pera, Bera (Bär) = Ursus und seine Ableitungen Orsini, Orseoli, Ursula. Lupus und Ursus wurden von den Römern nie als Namen gebraucht, sie treten im 3. und 4. Jahrhundert als Bischofsnamen auf und gehören offenbar früh romanisierten Germanen an. Auf deutschem Sprachgebiet waren diese Übersetzungen ebenfalls im Gebrauch; heute noch finden wir Lupp (= Lupus) und Ursell (= Bärlein).

Die bei vielen spanischen Namen vorkommende Endung -ez entspricht der altgerm. Verkleinerungssilbe -izzo, dsch. itz, wie in Döhnitz, Bonitz, Albitz, und soll ursprünglich den Sohn bezeichnen. Aus diesen Bildungen sind wesentlich die Familiennamen hervorgegangen [1].

Nach all diesen Erörterungen kann es nicht als Zufall angesehen werden, daß die meisten großen Spanier aus dem Adel hervorgegangen sind, in welchem das gotische und suevische Blut sich am meisten erhalten hatte. Camoëns stammte aus einem altadeligen galizischen Geschlecht, das wohl suevischer Herkunft war. Cervantes gehörte ebenfalls dem galizischen Adel an, und die adeligen Familien Calderons, Lope di Vegas hatten, wie die des großen Cid, ihre Ursitze in einem Tale bei Burgos, einer Gründung der Goten und Mittelpunkt ihrer Kämpfe gegen die Mauren. Velasquez entstammte einem kastilischen Rittergeschlecht, das seinen Stammbaum bis ins 11. Jahrhundert zurückführte und sich eines Ahnherrn rühmte, in dessen Adern das Blut eines gotischen Königs von Leon floß. Auch waren

[1] Altdeutsche Namen in spanischer Abänderung sind durch die Eroberung Amerikas auch in die neue Welt gebracht worden, so daß wir heute das sonderbare Schauspiel erleben, daß Indianer und Neger Namen tragen, die einst in den Wäldern Germaniens erklangen.

die großen Seeunternehmer Vasco de Gama, Bartollomeo Diaz, Cabral aus edlen Familien, und Heinrich der Seefahrer, der zu den großen Entdeckungsreisen den ersten Anstoß gab, gehörte dem königlichen Geschlecht Portugals an, das burgundischer Herkunft war.

Dieser Abstammung entspricht auch der physische Typus der großen spanischen Genies. Nach den Bildnissen und biographischen Beschreibungen hatten *Cervantes* und *Camoëns* blonde Haare, blaue Augen und einen weißen Teint, der durch ein rosiges Rot belebt wurde. Während Cervantes die Gesichtszüge und den Schädel der nordischen Rasse in ebenmäßiger und edler Ausbildung besaß, hatte Camoëns' Kopf eine abnorme Gestalt, mit einer vorgewölbten Stirn, offenbar infolge hydrocephalischer Erkrankung. Über *Lope di Vega* und *Calderon* berichten die Biographen außer der Angabe über ihre Schönheit und vornehme Erscheinung auffallenderweise nichts. Ein Porträt des Lope befindet sich in der Eremitage zu Petersburg und zeigt edlen Gesichtsschnitt, schmale Stirn und lange Adlernase. Die Haare sind, wie mir der Oberkonservator Neustrojew mitteilte, ergraut weiß, und ihre ursprüngliche Farbe nicht sicher zu erkennen. Die Augen sind grau-bräunlich, die Gesichtsfarbe frisch-rot. Ein Porträt von *Calderon* kenne ich nur als Kupferstich; er hatte ebenfalls die Züge der nordischen Rasse, schmale Stirn und feingeschnittene Nase; das Pigment war vermutlich hell, zumal seine Mutter aus einem edlen flandrischen Geschlecht stammte. *Velasquez* war ein ähnlicher Mischtypus wie Ariosto und Goethe; er hatte eine hohe Gestalt, die Gesichtszüge und den frischroten Teint der nordischen Rasse, aber schwarze Haare, braunen Bart und braune Augen. *Murillo* war ebenfalls von hoher Gestalt, hatte einen hellblonden Bart, dunkelblonde oder lichtbraune Haare und vermutlich blaue Augen, da ein Biograph bemerkt, daß er Molière sehr ähnlich gewesen sei. *Villegas*, der größte spanische Maler der Gegenwart, ist blond und

blauäugig, und in einem Reisebericht von Feldmann heißt es: „Merkwürdig, daß es so viele germanisch-blonde Maler in Spanien gibt! Ich habe bei meinen Atelierwanderungen reichlich ein Dutzend aufgezeichnet."

Soweit bis jetzt der physische Typus der spanischen Genies erforscht werden konnte, finden wir unter ihnen Vertreter der germanischen Rasse und großgewachsene Mischlinge mit geringerer oder stärkerer Verdunkelung des Pigments. Bezeichnend ist, daß die mediterrane Rasse, wenigstens unter den Genies erster Ordnung, nicht vertreten ist, obgleich sie den eigentlichen Kern des Volkes ausmacht. Wahrscheinlich hatte der Maler *Ribera*, auch Spagnoletto genannt, diesen Typus, wie sein Porträt in den Florentiner Uffizien zeigt.

Es braucht nicht betont zu werden, daß die Bildnisse, die Velasquez, van Dyck und andere von dem spanischen Adel und den Gliedern der spanischen Königsfamilie hinterlassen haben, den blonden Typus darstellen, darauf muß aber besonders hingewiesen werden, daß Spaniens größter Herrscherin, *Isabella von Kastilien,* von den Biographen heller Teint und hellblaue Augen zugeschrieben werden.

Mit der anthropologischen Struktur des spanischen Volkes hängt auch die Erscheinung ursächlich zusammen, daß die Bildung des spanischen Staates von Norden her seinen Ursprung nahm, daß die Familien der großen Spanier aus Galizien, Leon und Kastilien stammen und heute noch die nördlichen Provinzen, in einer Zeit des allgemeinen Niederganges, am meisten Energie und Fortschritt erkennen lassen.

Seit zweiundeinhalb Jahrhunderten zeigt Spanien ein auffallendes Beispiel politischen und geistigen Stillstands und Verfalls. Man hat für diese Erscheinung die verschiedensten Ursachen geltend gemacht. Die Herrschaft des katholischen Priestertums, die schon dem alten Gotenreich so verderblich war, lastet hemmend auf dem Geist der Nation; die Vertreibung

der Araber und Juden hat sicherlich dem Lande viele fleißige Köpfe und Hände entzogen; aber alle diese Vorgänge haben den *Genius der Rasse* nicht berührt. Die tiefer liegende Ursache ist vielmehr das Aussterben der germanischen Herrenschicht, welche die Erzeugerin und Trägerin der politischen und geistigen Wiedergeburt war. Diese Rassenerschöpfung ist denselben Ursachen zuzuschreiben, die bei allen Kulturvölkern die geistig produktive Schicht dahinraffen, und die ich an anderer Stelle behandelt habe [1]. Ob der Rest aktiver blonder Rasse, der dem Lande verblieben ist, imstande sein wird, es einer neuen Blüte entgegenzuführen, muß die Zukunft lehren.

3. RASSE UND MILIEU

Unter den vielen Vorurteilen, die gegen die hier begründete Theorie von dem Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur der romanischen Völker entgegengebracht werden, kehren immer einige wieder, die einer besonderen Erörterung bedürfen, um ihnen ein für allemal die Spitze abzubrechen.

In bezug auf die Rassenabstammung der Genies werde ich von den meisten Kritikern darüber belehrt, daß der germanische Name keineswegs die germanische Herkunft verbürge. Nun habe ich niemals aus dem Namen allein auf die Rasse geschlossen; denn der Nachweis so zahlreicher germanischer Namen bezeugt im allgemeinen nur den starken Einfluß, den die germanische Herrschaft auf die gesellschaftlichen und geistigen Zustände der romanischen Völker ausgeübt hat. Indes hat auch der germanische Name eine bedingte Beweiskraft, nämlich für die älteren Zeiten und bei den Familiennamen adeliger Geschlechter. Aber entscheidend ist immer nur die Feststellung des physischen Typus.

[1] Politische Anthropologie, S. 266—279.

Andere wenden ein, daß nach dem Untergang des römischen Reichs ein großes Rassenchaos entstanden und daß es daher ganz unmöglich sei, bei den Genies reine Rasse und anthropologische Kontinuitäten festzustellen. Indes ist die Lehre vom „Rassenchaos" gänzlich unbegründet und ein Phantasieerzeugnis kindlicher Gemüter, die sich nie ernsthaft mit der Biologie der Rassen vom naturwissenschaftlichen Standpunkt beschäftigt haben. Die Vermischung der Rassen führt keineswegs zu einer unterschiedslosen Vermengung, sondern erfolgt nach einer strengen Gesetzlichkeit der Vererbung und Kreuzung der Merkmale. Überdies widerstehen die Rassen bis zu einem gewissen Grade der Verschmelzung, und es gibt *eine physiologische Entmischung und Kontinuität der Typen, die reine Rasse vertreten.* Das ist von den Tier- und Pflanzenzüchtern längst erkannt worden, und die historische Anthropologie stellt ein gleiches bei den Menschenrassen fest. Wer sich mit Familien-Anthropologie beschäftigt, kann diese Vorgänge selbst an lebenden Menschen deutlich beobachten.

Aus diesem Grunde sind auch die Einwendungen der Genealogen unzutreffend, denn sie entnehmen ihre Argumente der vorurteilsvollen Annahme, als ob bei jeder Zeugung die elterlichen Eigenschaften sich mischten. Sie meinen, daß für das Auftreten eines germanischen Genies von den ältesten Generationen her eine Kontinuität germanischen Keimplasmas nachgewiesen werden müsse. Abgesehen davon, daß eine solche Untersuchung von Generation zu Generation ganz unmöglich ist (auch für die Tierzüchter und Zoologen, die „reine Rasse" annehmen, wenn das Individuum die sämtlichen Merkmale dieser Rasse hat), so ist ein derartiger Nachweis für den historischen Anthropologen auch keineswegs notwendig. Wenn z. B. Leonardo, Tizian, Galilei, Cervantes, Voltaire alle uns bekannten wesentlichen Merkmale der germanischen Rasse haben, kann man auch nicht daran zweifeln, daß sie Abkömmlinge dieser

Rasse sind. Oder glaubt man etwa, daß diese Männer darum genial geworden, weil vielleicht einige verborgene Tröpfchen Blut einer anderen Rasse in ihren Adern fließen?

Ein letzter Einwand, und der ist der häufigste und scheinbar schlagendste, der immer und immer wiederholt wird, besteht in folgender Erwägung. Wenn die Annahme richtig wäre, daß die Germanen in Italien (oder Spanien und Frankreich) die Urheber einer so herrlichen und hervorragenden Kultur gewesen sind, dann müßten sie doch mindestens dieselben Werke in Skandinavien und Deutschland geschaffen haben, wo diese Rasse viel dichter und reiner sich erhalten hat. Man will durch diesen Einwand die Vorstellung erwecken, daß doch die Nachkommen der alten „Römer" die eigentlichen Träger der Wiedergeburt waren, oder daß eine sogenannte „günstige Rassenmischung" notwendig war, um die Germanen auf romanischem Boden erst genial zu machen. Aber dieser Einwand ist ganz unzulässig, er verschiebt die Beweisführung auf ein anderes Gebiet. Die Zweifler sollten bei der Fragestellung bleiben, ob die italienischen Genies von den Germanen oder der vorgermanischen Bevölkerung abstammen. Für die Beantwortung dieser Frage ist es ganz gleichgültig, was die Germanen in anderen Ländern geleistet oder nicht geleistet haben. Man könnte eine Menge ähnlicher Fragen in bezug auf die brünetten Rassen stellen. Warum haben die Etrusker, von denen einige behaupten, daß sie brünett waren und daß sie die Renaissance geschaffen, anderthalb Jahrtausende damit gewartet? Warum war der Sitz der italienischen Renaissance nicht in Süditalien oder auf Sardinien, wo die brünette Rasse am reinsten und dichtesten sitzt? Warum liegt Ägypten, wo nur mediterrane Rasse wohnt, seit 2000 Jahren im tiefsten Niedergang?

Doch abgesehen von der methodischen Unzulässigkeit solcher und ähnlicher Fragen, ist der Hinweis auf Deutschland und Skandinavien auch sachlich durchaus unbegründet. Die Kritiker

scheinen mit der Kulturgeschichte dieser Völker sehr wenig vertraut zu sein. Es kann keinen begeisterteren Verehrer der italienischen Renaissance und der romanischen Kultur geben als ich, der manchmal herzlich bedauert, daß seine sugambrischen Vorfahren nicht mit Chlodwig nach Paris oder mit Karl dem Großen nach Rom gezogen sind, aber ich glaube dennoch, daß durch die einseitige Betrachtung und Verherrlichung italienischer Kunstwerke vielfach das Verständnis für die eigenartige Schönheit und Genialität der nordischen Kultur verdunkelt worden ist. Bis zum heutigen Tag erlebt man es häufig genug, daß für die Romanen Deutschland immer noch das Land hyperboreischer Barbaren ist, wie zu Zeiten Caesars und Strabos, während sie selbst als „figli di Roma" sich brüsten. Dieser Eigendünkel ist zwar nicht zu entschuldigen, aber immerhin zu verstehen, denn nur selten schwingen sich romanische Gelehrte dazu auf, nordische Kultur zu erforschen. Doch ein widerwärtiges Ärgernis ist es, wenn man solche scheinbaren Gegengründe von deutschen Gelehrten zu hören bekommt. Immerhin sind diese Einwände bemerkenswert genug, um über die Bedeutung von *Milieu und Tradition für die Rassenentfaltung* einige prinzipielle Bemerkungen zu machen, denn hauptsächlich in *diesen* Faktoren, und nicht in der Art der Rassenmischung liegt es begründet, daß die Germanen im Norden und Süden eine im einzelnen verschiedene Entwicklung durchgemacht haben.

Was zunächst *Deutschland* anbetrifft, so hat dasselbe an Zahl und Art Genies hervorgebracht, die den italienischen auch nicht um das geringste nachstehen. Die zwölf größten deutschen Genies: Luther, Dürer, Holbein, Kepler, Bach, Beethoven, Kant, Goethe, Schiller, Hegel, Wagner, Mozart (um diese zu nennen) stehen an monumentaler Geistesgröße nicht nur ebenbürtig, sondern in mancher Hinsicht sogar höher als die zwölf größten Italiener: Giotto, Dante, Petrarca, Donatello, Leonardo, Raffael, Tizian, Galilei, Michelangelo, Bruno, Palestrina, Ariosto. Und

die blonden blauäugigen Niederländer: van Eyck, Rembrandt, Hals, Rubens, van Dyck? Und Shakespeare, Hume, Cromwell, Newton, Byron, Milton, Darwin? Gelten sie nicht ebensoviel wie die Italiener?

Italien hat weder mehr noch größere Genies hervorgebracht als die deutschen Länder. Dabei ist es bemerkenswert, daß nach meinen Untersuchungen die deutschen Genies denselben Grad der Rassenmischung zeigen wie die italienischen. Wie unter den größten Italienern einige Mischlinge waren (Michelangelo, Palestrina, Ariosto), so auch unter den größten Deutschen (Beethoven, Goethe, Luther). Also fällt die unmaßgebliche Meinung jener Kritiker, die für die besonders schöne Blüte der italienischen Renaissance eine Rassenmischung für erforderlich halten, in sich selbst zusammen. Und nun könnte man den Spieß umkehren und — im Sinne der Tadler — fragen: Warum hat denn dieselbe Rassenmischung (es kommen dabei dieselben Rassen in Betracht) in Deutschland nicht dieselbe künstlerische Kultur hervorgerufen wie in Italien?

Wer überdies den geistigen Zustand Italiens vom 3.—5. Jahrhundert n. Chr. genauer kennt, der muß es für gänzlich ausgeschlossen halten, daß die Mischung mit der „entarteten Brut", wie Gibbon sie nannte, für die eingewanderten Germanen nach der Ansicht eines Kritikers „ein Mittel zur Steigerung körperlicher und seelischer Kräfte" sein konnte. Und nicht mit Unrecht ist darauf hingewiesen worden, daß die griechisch-byzantinische Kultur keine Renaissance erlebte und zu derselben Zeit in Erstarrung und Entartung verharrte, als in Italien eine neue Bildung und Gesittung im Aufblühen begriffen war. Dies muß doch offenbar mit der germanischen Einwanderung ursächlich zusammenhängen.

Warum die Germanen in den nordischen Ländern und dieselben Germanen in romanisiertem Zustande in bezug auf Schnelligkeit und Art der Kulturentfaltung verschiedene Wege gewandelt

sind, hat seine hauptsächlichste Ursache in den *besonderen Bedingungen der historischen Entwicklung, die als Milieu, Konjunktur, Tradition, Entlehnung* aufzufassen sind. Zum Teil mag auch die Eigenart der germanischen Stämme selbst mitgewirkt haben; z. B. werden die Goten als ein besonders hervorragend begabter Stamm gepriesen, und der Charakter der einzelnen Germanenstämme scheint in mancher Hinsicht auch verschieden gewesen zu sein.

Wie ein begabtes Individuum, sich selbst überlassen, verkümmern muß oder nicht zum Gebrauch seiner Kräfte gelangt, so bedarf auch die Rasse, und sei sie noch so sehr befähigt, zur Entfaltung ihrer angeborenen Anlagen der äußeren Anregungen und Reize, die ihr durch die gesamten Bedingungen des Milieus geboten werden. Die natürliche Umgebung, die geographische Lage, Witterung, Temperatur, Bodenschätze, Völkernachbarschaft usw. sind hier in erster Linie zu nennen. Die hellenische und Renaissancekultur war nur an den gesegneten Küsten des Mittelmeers möglich. „Hellas hat", schreibt Herodot, „bei weitem die schönste Mischung der Jahreszeiten zu seinem Teil bekommen." Ähnliches gilt für Italien, wo gerade Toskana sich durch landschaftliche Gliederung und Schönheit, durch eine besonders „feine Luft" auszeichnet, welcher Michelangelo und Aretino die Erzeugung so vieler feiner Köpfe zuschrieben; und man versteht, wie Tacitus Deutschland ein „wüstes Land" nennen konnte, „unter rauhem Himmelsstrich, kulturlos, trübe, unheimlich einem jeden, dem es nicht eben das Vaterland ist". Den Boden dieses Vaterlandes haben die Germanen in Jahrhunderte langer wirtschaftlicher Bearbeitung der Kultur gewonnen; sie haben Städte von Grund aus bauen müssen und damit zugleich das Milieu umgeschaffen und wohnlicher gemacht. In Italien fanden dagegen die Germanen ein altes Kulturland und zahlreiche Städte vor, in denen sich die edlen Geschlechter schon frühzeitig niederließen. Darin liegt wohl

der Hauptgrund, warum die Entwicklung in Italien schneller und frühzeitiger sich vollzog, während die Germanen im Norden erst die wichtigsten materiellen Bedingungen höherer Kultur selbst hervorbringen mußten. Und man kann den Worten des Nationalökonomen Vanderlip zustimmen: „Wenn der endliche Sieg, den ein Volk über ungünstige Verhältnisse erringt, der Maßstab für die Größe desselben ist, so ist Deutschland die größte Nation der Welt."

Außer diesen Unterschieden des natürlichen und wirtschaftlichen Milieus hat in Italien auch die unmittelbare Berührung mit den Resten der antiken Kultur als Entwicklungsreiz gewirkt. Was z. B. die Malerei betrifft, so schreibt Winckelmann, der sicher alles eher als ein Verächter der italienischen Renaissance war: „Holbein und Dürer, die Väter der Kunst in Deutschland, haben ein erstaunliches Talent in derselben gezeigt; und wenn sie, wie Raffael, Correggio und Tizian, die Werke der Alten hätten betrachten können, würden sie ebenso groß wie diese geworden sein, ja diese vielleicht übertroffen haben." Dabei ist es für alle Kunstkenner gewiß, daß die deutsche Malerei an innerem geistigem Gehalt und an Tiefe der Empfindung die italienische übertrifft, die ihrerseits durch die herrliche Vollendung formaler Schönheit sich auszeichnet. Und was die Architektur angeht, so offenbart sich in den gotischen Domen eine künstlerische Schöpferkraft, die den Renaissance-Kirchen und den griechischen Tempeln keineswegs nachsteht.

Dazu kommen Ursachen sozialer und politischer Art. Deutschland blieb auch nach der Völkerwanderung ein Auswanderungsherd für die benachbarten romanischen und slavischen Länder. Kaiser und Fürsten verlegten außerdem das Schwergewicht ihrer Macht und ihres Wirkens nach Italien oder Spanien. Man denke an die Hohenstaufen und Habsburger, die für jene Länder eine so große Bedeutung hatten. Alles dies führte dazu, daß in Deutschland nationale Sprache und nationales Bewußtsein viel

langsamer sich entwickelten, während im frühen Mittelalter, zur Zeit Karls des Großen und der Sachsen-Kaiser in bezug auf Kunstübung und Pflege der Wissenschaft Deutschland selbst Italien überflügelte; und die Bildhauerkunst erreichte im Norden eine fast griechische doch eigenartige Schönheit zu einer Zeit, als die Italiener noch rohe und steife Figuren bildeten. Aber gerade in den entscheidenden Zeiten wurde Deutschland von einem langen verwüstenden Kriege heimgesucht. Und im allgemeinen gilt das Wort Schillers:

„Kein Augustisch' Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst."

Noch viel ungünstiger als in Deutschland liegen die Entwicklungsbedingungen in *Skandinavien*. In Norwegen nimmt das bebaute und überhaupt urbar zu machende Land nur einen ganz unbedeutenden Teil des gesamten Areals ein. Die öden Gebirge, Moräste usw. umfassen 235000 qkm, die Gletscher ungefähr 7000 qkm, während nur 2700 qkm angebaut sind. Nur im harten Kampf mit der Natur können Ackerbauer und Fischer ihre Existenz fristen. Etwas günstiger sind die Bedingungen in Schweden. Aber Klima, Temperatur, Himmel halten trotz der ästhetischen Eigenart nordischer Landschaft in bezug auf Entwicklungsreize und Entwicklungsmöglichkeiten nicht im entferntesten einen Vergleich mit den fruchtbaren und heiteren Ländern des Mittelmeeres aus. Und doch haben die Menschen in Skandinavien die wichtigsten prähistorischen Entwicklungsstadien als Ausgangspunkte höherer Kultur selbsttätig hervorgebracht: Ackerbau, Viehzucht, Sonnenkult, Zeitrechnung, Buchstabenschrift, eine reich gegliederte Sprache und einen eigenartigen Kunststil. Das Sonnenbild von Trundholm, aus der Zeit um das Jahr 1000 v. Chr. stammend, ist den gleichzeitigen plastischen Werken in Griechenland an Kunstwert überlegen, und die Edda steht an poetischem Gehalt anderen Volksepen

nicht nach. Die Normannen brauchten nur nach Frankreich, England, Sizilien verpflanzt zu werden, um in kürzester Zeit eine höhere Kultur ins Leben zu rufen. In der Gegenwart stehen die skandinavischen Länder an Gesittung und Bildung den anderen europäischen Völkern nicht nach. Nirgends in der Welt ist die durchschnittliche Volksbildung höher als dort. Die nordische Wissenschaft genießt allgemeine Anerkennung und steht in edelstem Wetteifer mit der Gelehrsamkeit der zivilisiertesten Nationen. Man denke an Linné, Tycho de Brahe, Retzius, Nansen. Die nordische Literatur zeitigte die schönsten Blüten in den Werken von Tegnér, Andersen, Ibsen, Björnson, Jacobsen, und Thorwaldsen und Sinding stehen als Bildhauer neben den größten Künstlern ebenbürtig da. Alle Zweige der nordischen Rasse haben, selbst unter den ungünstigsten Bedingungen, sich zur Zivilisation erhoben. Und vergleicht man damit den sozialen und geistigen Zustand der mediterranen Rasse in Nordafrika oder der alpinen Rasse in Zentralasien, wo diese am dichtesten wohnen und sich am reinsten erhalten haben, so kann nicht der geringste Zweifel an der Überlegenheit der nordischen Menschen aufkommen.

Noch eine Reihe anderer Ursachen ist für den kulturellen Unterschied zwischen Norden und Süden, namentlich in bezug auf ihre Entwicklungsgeschwindigkeit, anzuführen. Im Süden traten die Arier als Eroberer auf, bauten Burgen, die den Ursprung der städtischen Entwicklung bildeten; sie unterwarfen eine zur Arbeiterklasse geeignete eingeborene Rasse, und so konnten sie als Herrenstand das soziale und geistige Milieu mit seinen hochdifferenzierten Bedürfnissen und Interessen schaffen, das für die Entfaltung höherer Kultur unumgänglich notwendig ist. Und dann darf nicht vergessen werden, daß in Italien und Griechenland zwei oder drei Wellen der arischen Rasse aufeinander folgten und die neue Epoche auf den Errungenschaften und Traditionen der vorhergehenden sich auf-

baute. So wissen wir heute, daß die homerischen Epen das Abendrot einer versunkenen Kultur sind, die einem anderen Zweig der Hellenen angehörte als die Zeitgenossen des Perikles.

Diese Mannigfaltigkeit der äußeren Reize, diese Steigerung traditioneller Werte und diese günstigen klimatischen und sozialen Entwicklungsbedingungen fehlten im Norden vollständig. Deutschland und Mitteleuropa stehen in dieser Hinsicht in der Mitte zwischen Norden und Süden, und dementsprechend verhält sich auch ihre kulturelle Entfaltung.

In geistreicher Weise bemerkt Kant, daß das deutsche Genie in die *Tiefe*, das italienische in die *Blüte* treibe. Damit ist die Wirkung des Milieus treffend gekennzeichnet. Während dem Norden die heitere Lebensführung und die sinnlich-schöne Vollendung der bildenden Kunst versagt war, drang sein Genius mehr in die Tiefe und das Innere des Menschen, erzeugte das *Gemüt*, und aus ihm hervorquellend Poesie, Musik, Mythus und Philosophie.

Welchen Einfluß das Milieu immer haben mag, so viel ist sicher, daß die Rassen denselben äußeren Entwicklungsbedingungen gegenüber sich verschieden verhalten. *Wie* sie auf das Milieu reagieren, *wie* sie es umgestalten, *wie* sie günstigere Wohnplätze aufsuchen und erobern, das ist durch ihre angeborenen Anlagen bedingt. Die nordische Rasse hebt in fremden Ländern Boden- und Naturschätze, welche die schwarze, gelbe und brünette Rasse Jahrtausende lang unbeachtet gelassen hat. Ihre Wanderungen, Eroberungen und Kolonisationen umspannen den ganzen Erdball.

Seit der neueren Steinzeit ist der Norden, die unzweifelhafte Heimat der Arier, der Ausgangspunkt einer Rassenwanderung nach Südeuropa, Nordafrika und Asien gewesen. Diese Menschen brachten hoffnungsvolle Keime von Kulturfähigkeiten und Kulturelementen mit, um unter günstigeren Himmelsstrichen ihre im harten Daseinskampf erworbenen Anlagen zur Entfaltung

zu bringen. Dies weist auf eine letzte, in der Lebensgeschichte der Rasse selbst gelegene Ursache für die verschieden hohen Grade der kulturellen Entfaltung einer und derselben Menschenfamilie im Norden und im Süden.

Man kann diesen Unterschied am besten verstehen, wenn man ihn mit dem Gegensatz der städtischen und ländlichen Kultur vergleicht: in der Stadt auf allen Gebieten des Lebens Veränderung und Fortschritt, auf dem Lande Stetigkeit und Stillstand. Innerhalb derselben Provinz, innerhalb derselben Rasse finden wir diese Differenzierung des sozialen Milieus, derart, daß in der Stadt ein reicheres, feineres und geistigeres Milieu erblüht, während auf dem Lande einfache, mittelalterliche Zustände fortdauern, ja manche Werkzeuge, Sitten und Gebräuche aus der Urzeit her sich erhalten haben. Durand de Gros, Lapouge, Hansen, Ammon usw. haben aber gezeigt, daß die städtische Bevölkerung vom Lande herstammt, daß dieser Einwanderungsstrom eine psychologische Auslese darstellt, indem die Regsameren, die Bedürfnisreicheren und die Mutigeren einer jeden Generation in die Städte wandern.

In ähnlicher Weise war der Norden das Hinterland für die südlichen Kulturländer, der organische Quell, aus dem die reizsameren, wanderungslustigeren und kühneren Stämme und Individuen ausgezogen sind, daher finden wir im Norden langsame Entwicklung und Beharren im Alten und Überlieferten, daher im Süden mit jeder neuen Rassenwelle aus dem Norden das Aufblühen einer neuen Kultur. Und diese Wanderungen waren selbst wieder ein Züchtungs- und Erziehungsmittel für die Rasse: neue Landschaften, neue Völkerumgebungen, neue Erwerbsquellen dienten als Entwicklungsreize, die den in der Urheimat Verharrenden versagt blieben [1].

[1] Daß diese psychologische Deutung der Wanderungsauslese richtig ist, wird durch die in den letzten Jahren so häufig gehörten Klagen vonseiten norwegischer Politiker bestätigt. Sie weisen auf die noch immer fortdauernde

Vielleicht liegt diesen Unterschieden noch ein letzter merkwürdiger Vorgang *biologischer* Art zugrunde. Es ist eine Erfahrung der Pflanzenzüchter, daß nordisches Getreide, in südliche bessere Bedingungen gebracht, in wundersamer Weise aufsprießt, während ein umgekehrtes Verfahren versagt. Ähnliche Erscheinungen werden auch bei Obstbäumen und Wild beobachtet. Der rauhere Norden läßt kümmerliche Existenzen nicht aufkommen, die Natur folgt dort den Prinzipien spartanischer Zucht, und was übrig bleibt, ist wetterfest, stark und fruchtbar. Da liegt der Schluß doch allzunahe, daß dieselbe Regel, die für Pflanzen- und Tierwelt gilt, auch im Menschenleben eine biologische Macht ist, und mit Recht hat Wilser in bezug auf die nach Süden verpflanzte nordische Rasse das Gleichnis gebraucht, „daß ein edles, im mageren Boden erwachsenes Reis herrliche Blüten und Früchte treibt, wenn man es in günstigere Ernährungsbedingungen versetzt".

Diese große Bedeutung des Milieus für die Entfaltung der Rassenanlagen, sowie die Feststellung des physischen Typus der genialen Männer Italiens, Frankreichs und Spaniens, und die Tatsache endlich, daß die nordischen Genies an Zahl und Schöpferkraft den romanischen auch nicht im entferntesten nachstehen, widerlegt jene immer wieder vorgebrachte Behauptung, daß *Rassenmischung* eine Voraussetzung oder eine besonders günstige Bedingung für Entstehung von Genie und Kultur sei. Dabei verwechselt man meist die soziale Vermengung oder gruppenmäßige Schichtung der Rassen mit einer wirklichen physiologischen Mischung ihrer Anlagen und Kräfte durch die elterliche Zeugung. Insofern das Genie durch eine günstige Steigerung und Mischung der Eigenschaften seiner Vorfahren

Entvölkerung des Landes hin und bemerken, daß es die kräftigeren und tüchtigeren Individuen sind, die das Land verlassen. Sie wenden sich meist nach Nordamerika, wo sie im Gegensatz zu den aus Südeuropa Stammenden ein besonders willkommenes Einwanderungselement darstellen.

entsteht, ist dazu eine Kreuzung mit einer fremden Rasse nicht erforderlich. Wenn Rassenmischung ein günstiger Boden für die Erzeugung des Genies wäre, dann müßte Südamerika eine wahre Zuchtstätte von genialen Menschen sein, denn dort mischen sich seit mehreren Jahrhunderten die schwarze, gelbe, rote Rasse und die verschiedenen Varietäten der „weißen Völker". Davon kann jedoch nicht die Rede sein; man denkt vielmehr nur an die Mischung der nordischen mit der alpinen und mediterranen Rasse. Aber die Germanen hatten es wahrlich nicht nötig, durch die „entartete Brut" der Römerwelt verbessert und veredelt zu werden. Die brünette Rasse konnte ihrerseits physisch und psychisch durch die Kreuzung mit den Blonden nur gewinnen, und der Umstand, daß so zahlreiche Genies, trotz des geringen Anteils der blonden Rasse an der Zusammensetzung der romanischen Bevölkerungen, den blonden und nur wenige den brünetten Typus haben, macht es sehr wahrscheinlich, daß die Mischlinge unter den bedeutenden Personen in den meisten Fällen nicht der Rassenmischung als solcher, sondern vielmehr der spezifischen Beimischung der nordischen Rasse ihre Genialität verdanken. Gewiß sind auch die Brünetten imstande, geniale Naturen hervorzubringen, denn Verrocchio, Balzac, Larochefoucauld, Delacroix, Bernini, Rousseau, Staël und andere sind Vertreter der alpinen und mediterranen Rasse oder stehen ihnen wenigstens sehr nahe, aber die Genieerzeugung dieser Rassen ist eine viel geringere als die der Blonden. Auch ist es nicht ausgeschlossen, sogar sehr wahrscheinlich, daß in einzelnen und besonderen Fällen ein Genie das Produkt der Mischung günstiger Anlagen von Individuen beider Rassen ist. Aber diese Fälle haben nur den Wert individueller Mischungen, treten selten auf und sind nicht entscheidend genug, um darauf eine physiologische Theorie der Genieerzeugung und der Kulturgeschichte aufzubauen.

Von einer günstigen Rassenmischung als Ursache genialer Be-

gabung könnte nur dann mit Berechtigung gesprochen werden, wenn besonders hervorragende Eigenschaften der einen Rasse mit ebenso hervorragenden Eigenschaften einer zweiten Rasse zu vollkommeneren seelischen Bildungen sich vereinigten. Aber weder Anthropologie noch Geschichte und Psychologie bieten für eine solche Auffassung auch nur entfernte Vermutungen dar.

Daß die Kreuzungen der nordischen mit der brünetten Rasse sich viel besser bewähren als die mit der schwarzen und gelben Rasse, hat seine Ursache einmal darin, daß jene in ihren physischen und psychischen Eigenschaften einander viel näher stehen, dann aber auch in dem Umstand, daß diese Mischungen zum Teil schon sehr alte sind und bis in vorhistorische Zeiten zurückreichen. Dadurch hat ein Ausgleich und eine Durchdringung der Eigenschaften stattgefunden, und die natürliche Auslese hat im Laufe der Jahrhunderte unter diesen Mischungen manche gut veranlagte Familien und Individuen herangezüchtet.

4. SCHLUSSBETRACHTUNG

Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seitdem *Klemm* und *Gobineau* die Bedeutung der ungleich gearteten und ungleich begabten Menschenrassen für die Kulturgeschichte in grundlegenden Werken nachgewiesen haben. Neue Stützen empfing diese Theorie durch die Untersuchungen von *Penka, Ujfalvy, Wilser, Kraitschek, Much, Lapouge, Collignon, Ammon, Röse;* namentlich haben die letzteren in ihren Forschungen über die *Anthropologie der Klassen* das gesellschaftliche Wachstum der Völker bis auf seine rassenhaften Wurzeln aufgedeckt. Meine Bemühungen gehen dahin, der Anthropologie der Völker und Klassen die *Anthropologie der Genies* hinzuzufügen. Damit wird die Geschichtswissenschaft auf ihre natürliche Basis, auf

die Menschen selbst zurückgeführt, und indem die Völker, Klassen und Individuen festgestellt werden, von denen die entscheidenden Ideen und Taten ausgegangen sind, offenbart das entdeckte Lebensgesetz der Rasse die politischen und geistigen Schicksale der Staaten.

Die Rassetheorie zerstört nicht nur eine Menge von gelehrten und volkstümlichen Vorurteilen, sie wälzt die Geschichtswissenschaft von Grund aus um. Die Frage: Was ist aus den Germanen der Völkerwanderung geworden? eine Frage, die von den Historikern bisher weder aufgeworfen noch viel weniger beantwortet wurde, hat dahin geführt, der Rassetheorie unüberwindbare Stützen zu geben. Denn auf Grund der vorliegenden Untersuchungen über den physischen Typus und die Abstammung der romanischen Genies kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß nach dem Verfall des römischen Reichs in erster Linie die *Germanen* die Träger der politischen und geistigen Geschichte Europas geworden sind.

Trotz mancher Verschiedenheiten lassen die romanischen und nordischen Kulturen einen einheitlichen Grundzug der geistigen Entfaltung deutlich erkennen, sowohl im Mittelalter als in der Renaissance und neueren Geschichte. Eine ganze Reihe von Kulturerscheinungen treten bei diesen Völkern in gleicher Weise hervor, andere verbreiten sich leicht von einem Volke zum anderen, ohne große Wandlungen zu erfahren, und die Abfolge der Entwicklungsperioden, wenn auch im einzelnen in bezug auf Beginn, Dauer und Ende voneinander abweichend, bietet im wesentlichen ein übereinstimmendes Gemälde. Die nachrömische Kultur Europas macht durchaus den Eindruck, daß sie einer einheitlichen Wurzel entsprungen ist. Sie kann daher nicht als eine „Renaissance" d. h. als eine Wiedergeburt des Altertums aufgefaßt werden, geschweige daß die Nachkommen der antiken Völker, aus sich selbst heraus verjüngt, diese Kultur geschaffen hätten. Denn seit der

Niederlassung der Germanen in den romanischen Ländern und ihrem „Eintritt in die Weltgeschichte“ *kann eine anthropologische und historische Kontinuität ihrer Rasse* bis zur Renaissance und Gegenwart festgestellt werden.

Die Antike hat zweifellos durch Überlieferung und durch bewußtes Zurückgreifen auf ihre Bildungsschätze ihren Einfluß nie verloren. Aber in Wirklichkeit wurde unter diesen Einflüssen etwas ganz *Neues* geschaffen; eine neue Seele trat in die historische Erscheinung, deren Kraft und Eigenart in einer anderen Rasse wurzelte. Es war ein anderer Zweig der nordischen Menschenfamilie, der Schwert und Griffel aus der sinkenden Hand des Römers empfing; ein verwandter Geist, der den Germanen aus Hellas und Rom entgegenkam, und eine kongeniale Rasse, die diesen Geist innerlich ergriff und zu neuen Lebensformen der Freiheit und Schönheit führte.

GEDRUCKT IN DER FROMMANNSCHEN BUCHDRUCKEREI, JENA

BILDNISSE



1. Napoleon



2. Vauban



3. Condé



4. Colbert



5. Mazarin



6. Sieyès



7. Lafayette



8. Saint-Just



9. Robespierre



10. Marat



11. Montaigne



12. Pascal



13. Descartes



14. Larochefoucauld



15. Condorcet



16. Voltaire



17. Rousseau



18. Molière



19. Corneille



20. Labruyère



21. Fénelon



22. Buffon



23. Lavoisier



24. Cuvier



25. Laplace



26. Bernardin de Saint-Pierre



27. Chateaubriand



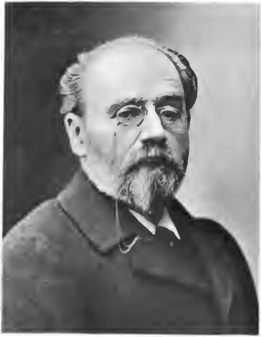
28. Balzac



29. Lamartine



30. Hugo



31. Zola



32. Musset



33. Dumas fils



34. Poussin



35. Mansard



36. Greuze



37. J. L. David



38. Cochin



39. Boucher



40. Ingres



41. Delacroix



42. Courbet



43. Rodin



44. Français



45. Chènavard



46. Guizot



47. Gobineau


48. Montalembert



49. Renan



50. Grétry



51. Méhul



52. Berlioz



53. Auber



54. Gounod



55. Bizet



56. Massé



57. Thomas



58. Charlotte Corday



59. Mme. Sévigné



60. Mme. Vigée-Lebrun